FRÖSI

2/86

PIONIER-MAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN DER DDR
PREIS 0,70 M

ISSN 0323-8806

40

Schneidet die Hütchen aus, rollt sie zu einer kleinen Tüte und klebt sie auf dem weißen Klebefalz zusammen. Nun benötigt ihr noch einen Würfel, dann kann unser Spiel beginnen.

Fangt das Hütchen!

Zwei bis vier Mitspieler können auf Hütchen-Jagd gehen. Mit einer gewürfelten 6 wird ein Hütchen auf einem beliebigen Spielfeld eingesetzt. Dann beginnt die Jagd. Gesetzt werden kann in jede Richtung entsprechend der gewürfelten Augenzahl. Kommt das Hütchen auf einem Feld zu stehen, auf dem sich bereits die Spielfigur eines anderen befindet, wird das Hütchen draufgesetzt. Gewonnen hat derjenige, der alle anderen Spielfiguren einfangen konnte. Wir wünschen euch viel Spaß!

FRÖSI

2/86

PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN

... UND WENN DU DAS AUCH NICHT GLAUBEN WILLST, OTTO, ICH WAR PÜNKTLICH UM 9⁰⁰ UHR AM VEREINBARTEN TREFFPUNKT!

EINE GESCHLAGENE STUNDE HAB ICH GEWARTET!

ICH MACHTE MIR SCHON SORGEN UM DICH!

HAB VERSUCHT, DICH ANZURUFEN! NIEMAND GING AN'S TELEFON!

WIE ICH NUN SO STEH UND WARTE, SEH ICH DRAUSSEN EINEN FOTOGRAFEN ARBEITEN!

DA KAM MIR EINE IDEE!

ICH DENKE, DASS OTTO NICHT DENKT, ICH ERZÄHLE IMMER MÄRCHEN.

...LÄSST DU DICH EINFACH FOTOGRAFIEREN!

ICH GAB IHM NOCH SCHNELL MEINE ADRESSE!

!

UND DU GLAUBST ES NICHT, HEUTE BEKAM ICH SCHON DAS FOTO ZUGESCHICKT!

HIER IST ES!

UND DAS SOLL MICH ÜBERZEUGEN?

NEIN! IM GEGENTEIL, ES IST DER BEWEIS, DASS ...

Mit List und Tücke

Noch einmal im Klartext: Alwin behauptet, eine Stunde lang, nämlich von 9.00 Uhr bis 10.00 Uhr, auf Otto gewartet zu haben. Zum Beweis legt er das Foto vor. Aber Otto hält das für eine List. Wie überführt er seinen Freund Alwin? Schreibt die Lösung auf eine Postkarte und schickt sie bis 30. März 1986 an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Preisverdächtig. Einhundert richtige Antworten werden mit einem Preis belohnt!

Zeichnungen: Jürgen Günther

1. Die wir jung sind in Fa – bri – ken in den
Schu – len, im La – bor, in Ka – ser – nen und im
Sta – dion, schla – gen uns der Zu – kunft vor. —
Laßt uns, Frei – e Deut – sche Ju – gend, un – ser Blau im Wind ent-
roll'n. Die – ses Land wird uns ge – ge – ben,
daß wir's mor – gen hal – ten soll'n. Die – ses Land wird uns ge-
ge – ben, daß wir's mor – gen hal – ten soll'n. —

FDJ

Freie Deutsche Jugend

Text: Gerd Klein
Musik: Siegfried Schäfer

2. Soll der Frieden nicht verkommen,
braucht es Helden jeder Art,
die den Kommunismus gründen,
hier in dieser Gegenwart.
Laßt uns, Freie Deutsche Jugend ...

3. So wie wir das Land gestalten,
daß es ihm zum Besten sei,
werden auch wir selber größer,
junge Garde der Partei.
Laßt uns, Freie Deutsche Jugend ...

4. Uns ist Thälmann nicht vergessen,
und in neuer Dimension
lebt die Freundschaft, die uns stark macht;
Freundschaft zur Sowjetunion.
Laßt uns, Freie Deutsche Jugend ...

Das blaue Mitgliedsbuch der FDJ wird an ehemalige Thälmannpioniere der OS „Clara Zetkin" Leopoldshagen in der Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen überreicht.

Foto: Herbert Schier

Von der Ostsee bis zur Trasse

HANS-JOACHIM RIEGENRING

„Ist doch wohl klar", sagte Karlchen, „daß wir unserer Patenbrigade ganz persönlich zum FDJ-Geburtstag gratulieren."
„Ehrensache", nickte Monika. „Die kommen aus Thüringen hierher, bauen in Rekordzeit Wohnungen und machen mit uns dann noch Gruppennachmittage."
„Der lange Ede ist ein As im Flugmodellbau", schmunzelte Frank.
„Und die Uschi, die nebenbei ihr Abitur macht, gibt Nachhilfestunden in Mathe", sagte Evchen und sah Heini so an, daß er ganz rot wurde.
„Hat mir auch mächtig geholfen", brummte er. „Na los, kaufen wir 'nen großen Blumenstrauß und gratulieren."
„Das ist ein riesiger Einfall!" meinte Karlchen. „Wie bist du nur darauf gekommen? Ich dachte eigentlich, wir sollten uns ganz was Besonderes ausdenken, was nicht jeder macht."
„Na, dann fang mal an", forderte Olaf ihn auf, mit so einem Blick wie „schlau reden kann jeder".
„Ich schlage vor ..." Karlchen machte eine Pause, damit wir auch ja alle gespannt zuhörten, „ich schlage vor, wir backen Vierziger."
Nun sagte erst einmal keiner etwas. Wir mußten dieses unbekannte Gebäck geistig verdauen.
„Wir backen Vierziger", sagte Frank. „Prima Idee. Und was sind Vierziger?"
„Vielleicht Brötchen zu vierzig Gramm?" fragte Heidi.
Karlchen schüttelte mitleidig den Kopf. „Keine Phantasie habt ihr. Ich erklär's euch. Wir formen aus Kuchenteig eine 40, vielleicht mit einem Kranz drumrum."
„Süß!" rief Monika begeistert.
„Könnte auch Salzgebäck sein", meinte Udo, „und davon backen wir vierzig Stück! Also, ich finde die Idee zum Fressen!"
„Denkste!" lachte Marika, „zum Verschenken! Übrigens können wir bei uns zu Hause backen. Mein Bruder lernt Konditor, der kann uns helfen."
„Also Vorschlag angenommen", lächelte Karlchen zufrieden. „Wer hat noch etwas zu bieten?"
„Wir könnten vielleicht ein selbstgemachtes Gedicht aufsagen", schlug Heidi vor.
„Blaue Socken!" meldete sich Karin.
„Das ist doch kein Gedicht", lächelte Olaf überlegen. „Man kann blaue Fahnen bedichten oder blaue Luftballons oder die blaue Ferne, aber Socken –"
„Das sind auch keine bedichteten Socken", erklärte Karin, so von oben herab, wie das nur Mädchen können, „sondern gestrickte. Haben wir im Handarbeitszirkel hergestellt. Sechs Paar!"
„Ein duftes Geschenk", stellte Heini fest, „hält warm und paßt in der Farbe."
„Ich habe was!" Olaf kritzelte etwas auf seinen Zettel und deklamierte:
„Von der Ostsee bis zur Trasse –
FDJ ist große Klasse!"
„Das haut hin!" riefen wir begeistert.
„Wenn du uns jetzt noch ein Lied dichtest", sagte Karlchen, „nehmen wir alles auf Kassette auf, borgen uns eine Lautsprecherbox und spielen das übermorgen auf der Baustelle."
„Und dann verteilen wir die Vierziger!" strahlte Marika.
„Und die Socken!" Karin schwenkte eine blaue Socke wie ein Fähnchen. Das war vorgestern.
Heute mittag zogen wir los zur Baustelle, auf der unsere FDJ-Patenbrigade arbeitet.
Wir mit Lautsprecherbox, Kassettenrecorder, einem großen Korb voll duftender Vierziger, eine Wäscheleine mit blauen Socken, einem Schild „Von der Ostsee bis zur Trasse" usw. und einer Stimmung – also, ich kann mich nicht erinnern, daß wir jemals so eine tolle Stimmung hatten.
Die Vorfreude! Na, die würden staunen, unsere Freunde, ach freuten wir uns auf ihre Gesichter.
„Was ist denn hier los?" rief Heini, als wir an der Baustelle ankamen.
„Nichts ist los", stellte Marika fest. „Stille. Sonntagsruhe." Opa Rudert, der Wächter, kam mit seinem Hund auf uns zu.
„Wenn ihr die jungen Leute sucht", sagte er, „die aus Thüringen ..."
„Genau, die suchen wir!" riefen Olaf und Karin gleichzeitig.
„... die sind schon vor einer Stunde zum Palast der Republik. Sie durften zum Ball der Jugendbrigaden, weil wir den Plan übererfüllt haben." Er sagte „Wir" so stolz, als hätte er mitgebaut.
„Freunde weg – schöner Schreck!" dichtete Olaf.

Fortsetzung auf Seite 4

„Was steht ihr hier herum und guckt dumm?" Karlchen packte die Lautsprecherbox auf die Schulter, auf Heinis, und kommandierte: „Ohne Geschwindigkeitsbeschänkung ab zum Palast!"
Im Palast wimmelte es überall von Blauhemden.
„Wie sollen wir hier unsere Freunde finden?" stöhnte Heini.
„Die ganze Arbeit umsonst!" Marika weinte fast vor Enttäuschung.
Zum Glück war es um die gläserne Blume herum so laut, daß man die Worte nicht verstehen konnte. Da standen wir. Total erledigt. Gebakkene Vierziger, Socken, Gedichte – schade drum.
„Von der Ostsee bis zur Trasse – FDJ ist große Klasse!" rief ein Sprechchor.
„Woher kennen die unseren Spruch?" fragte Heini verwundert.
„Bravo!" riefen ein paar Blauhemden, die neben uns standen. Sie hatten den Spruch auf unserem Schild gelesen!
Jetzt entdeckten sie unser Gebackenes. „Ihr seid ja 'ne Wucht", rief ein blondes Mädchen, „eine Riesenidee!"
„Darf man mal zulangen?" erkundigte sich ein Typ mit Blauhemd und lustigem Gesicht.
„Ei-ei-eigentlich", stotterte Frank, „war das für unsere Freunde . . ."
„Sind das etwa nicht unsere Freunde?" Karin sah ihn empört an.
„Natürlich!" rief Karlchen, greift zu! Und jetzt spielen wir unser Lied.
Er stellte den Recorder an, und aus der Lautsprecherbox kamen unsere Stimmen:

„Freundschaft ist ein schönes Wort, Freundschaft klingt's an jedem Ort, wo die Menschen sich verstehn, Freundschaft! und Auf Wiedersehn!"

Das hatte Olaf gestern abend noch gedichtet und komponiert. „Ihr seid Klasse!" sagte ein FDJler mit vielen Auszeichnungen am Blauhemd. Den Rest verstanden wir nicht, weil ringsumher alle sangen: „Freundschaft ist ein schönes Wort!"
Monika verteilte unser Gratulationsgebäck, Karin die blauen Socken, der Palastlautsprecher bat die Jugendfreunde in den Ballsaal. Wir hatten plötzlich Berlin-Tücher um den Hals, wurden umarmt, auf die Schulter geklopft, geküßt, dann hörten wir noch „Freundschaft!" und „Auf Wiedersehen!"
Dann war das Vestibül leer. Das Schild hatten die FDJler mitgenommen.
Monika lachte plötzlich. „Und wir dachten wirklich, unsere Vorbereitungen wären vergebliche Mühe gewesen!" „Es ist eben schön", sagte Karlchen, „daß wir viele Freunde haben."

Zeichnung: Christine Klemke

Herzlichen Glückwunsch zum 40.!

Die FDJ feiert Geburtstag. Generationen haben die Geschichte unseres Jugendverbandes mitgeschrieben.
In dem Buch „Fortsetzung folgt . .", das vom Verlag Junge Welt bereits in drei Bänden herausgegeben wurde, könnt ihr interessante und auch lustige Episoden, Erlebnisse und Anekdoten aus dem Alltag der Freien Deutschen Jugend erfahren. Hier einige Kostproben:

Diskussion mit dem Löffel

Im Kultursaal des Stahl- und Walzwerkes Brandenburg schlugen während der Kreisdelegiertenkonferenz der FDJ plötzlich die Flügeltüren weit auf, und drei junge Schmelzer betraten selbstbewußt den Raum. In Arbeitskleidung, den Schweiß noch im Gesicht, die Schutzbrillen auf die Helme gezogen, marschierten sie mit einem großen Gießlöffel zum Präsidium. Dort trat einer von ihnen an das Mikrofon. „Wir grüßen euch, Freunde. Wir haben soeben die 21. Charge des heutigen Tages in hoher Qualität abgeschlossen. Das heißt für den Tagesplan: 112 Minuten Zeitgewinn und gute Voraussetzungen, 340 Tonnen über den Plan zu produzieren. So bereiten wir uns darauf vor, den Ofen IV als Jugendofen zu übernehmen."
Prasselnder Beifall von den Delegierten.
Das Präsidium dankte den Stahlwerkern. Einer der Gäste fragte, ob alle drei Mitglieder der FDJ seien.
„Mitglieder der FDJ?" staunte das Trio. „Na, aber klar doch. Hätten wir sonst so rangeklotzt?

Hans-Gert Schubert

Drei Duschen

Die Männer stehen unter der Dusche und spülen den Dreck ab. Zehn Stunden Arbeit: Sand schippen, Beton mischen, Raumzellen aufstellen. Noch vor dem Herbst sollen in Tscherkassy die Wohnunterkünfte für die Erbauer der Drushba-Trasse stehen. Herbert wischt Betonklümpchen aus den brennenden Augenwinkeln. Dann singt er. Unter der Dusche klingt jedes Lied erträglich.
Heute abend will er in die Philharmonie von Tscherkassy.
Die Tür des Duschwagens wird aufgerissen, ein Mann von den Entladekolonnen steckt seinen Kopf in den dunstigen Raum. „Du, Herbert, eben sind auf dem Güterbahnhof neue Transporte aus Magdeburg angekommen – Waggons entladen! Du weißt doch, keine Standgelder. Na, was ist, Alter? Machst du noch mit?"
Herbert knallt den Waschlappen in die Ecke und steigt, kaum abgetrocknet, in seine Arbeitskluft.
Um Mitternacht steht er wieder unter der Brause. Nun singt er nicht mehr. Läßt einfach das Wasser auf sich herabprasseln. Als er sich dann ins Bett legt, denkt er: Mist, gerade heute Überstunden.
Herbert ist eingeschlafen. Kaum eine Stunde liegt er, da sucht ein Taschenlampenschein seine Bettstelle ab.
Er wacht auf. „Oben, beim Chemiekombinat, hat ein Lkw Havarie . . . Könntest du ihn mit deinem Kran wieder ins Lot bringen?" fragt Willy, der nicht weiß, daß Herbert heute schon zwei Schichten hinter sich hat.
Herbert reibt sich die Augen, blinzelt ins Licht, steht ächzend auf. Der brubbelt was vor sich hin, einfach so, und steigt wieder in die Arbeitsklamotten. Als er gegen drei Uhr morgens ins Zimmer wankt, läßt er sich ins Bett fallen. Nur ein paar Minuten liegen, denkt er, dann gehe ich heute das dritte Mal duschen.

Bernd Hahlweg

Zeichnung: Karl Fischer

Paten-Bekanntes

Die Berliner Karl-Liebknecht-Oberschule am nahen Wuhlheidepionierpark hat schon ihre Jährchen auf dem Buckel. Man sieht es und braucht nichts von alledem dazuzuahnen. Auf dem Weg zu ihr wird die Zeppelinstraße passiert. Die ist so wie ihr Name: vorn schmal, dahinter etwas aufgeblasen und am Ende wieder wie vorn. Die kleinen Einfamilienhäuser links und rechts der Bürgersteige, scheinen sich fast die Hand zu geben. Etwa in der Straßenmitte liegt sie, die Karl-Liebknecht-Oberschule mit ihren ganz festen Stammplätzen und Treffpunkten. Hier werden Pläne geschmiedet, Neuigkeiten ausgetauscht. Der eine ist am Zaun an der äußersten Ecke des Schulhofes, der andere vor dem Werkraumfenster. Hier sich vor jemandem zu verstecken, ist ganz unmöglich. Schulbekannt wie die bunten Hunde sind diese Orte. Noch eine Besonderheit hat die „Zeppelinstraßen-Schule": ein „Oberstübchen" unter dem Dach mit einem astronomischen Türmchen darauf. Aus dem schiebt sich zu festen Arbeitsgemeinschaftszeiten ein Fernrohr in Richtung Plänterwald und bestaunt das Riesenrad. Den Himmel bestaunt es selbstverständlich auch. Die sich am Fernrohr gelegentlich die Wimpern plattdrücken, sind die Jungpioniere der 1. bis 3. Klasse. Sie sind gefesselt von den Sternen und angeseilt von den FDJlern aus Gründen der Sicherheit. In den langen säulengestützten Fluren sieht man Tag für Tag Jüngere und Ältere. Ein alltägliches Bild. Eine mittelgroße, messingbeschlagene Brandschutzglocke hängt inmitten von Wandzeitungen, Bildergalerien und Informationen aller Art über das turbulente Schulleben. Sie bleibt stumm, weil es zum Glück nicht brennt und sie niemanden wachrütteln muß, denn FDJler und Pioniere begegnen sich hier täglich mit wachen Augen, mit offenen Armen, mit helfenden Worten und haben ihr gutes Klima auch ihrer patenten Paten wegen. Paten sind die FDJler der oberen Klassen. Sie haben sich der Pioniere angenommen und arbeiten nach ihren Patenten. Sie sind Gruppenpionierleiter, Horthelfer, Arbeitsgemeinschaftsleiter, Vorsitzende von Lernpatenschaften, Leiter von Pionierbrigaden, Lernbrigadeleiter.

Das Klubpatent

Da gibt es an der Schule Jana, die aufgeweckte Vorsitzende aus der 8a des „Klubs junger Pädagogen", einem Organ der FDJ-Leitung der Schule. Der Klub hat einen eigenen Klubraum – das „Oberstübchen" – unter dem Dach, eine eigene Wandzeitung und 21 Gruppenpionierleiter der oberen Klassen unter sich. Außerdem leitet sie mit viel Geschick die Jungpionierräte an. Der Klub ist Dreh- und Angelpunkt, Auskunfts- und Beratungsbüro, Organisationszentrale für die Patenarbeit, Festkomitee für die Karl-Liebknecht-Woche, jeweils im Januar mit Bastel- und Wissensstraßen. Von hier nimmt alles seinen Lauf, was später bei den Pionieren gut ankommt und ihnen in ihrer Arbeit hilft. Drei, die sich hier regelmäßig Rat und Hilfe holen, sind Anke, Angela und Anett aus der 10b. Zusammen mit Jana erarbeiteten sie ihr

Gruppenpatent

Die drei Gruppenpionierleiterinnen mit dem Anfangsbuchstaben A im Vornamen sind Gast in der 2c. Der Jungpionierrat wird gewählt. Maja, die Vorsitzende, begrüßt sie wie alte Bekannte. Die Paten sitzen im Präsidium und helfen auch, wenn sich einer verhaspelt.
Von den Paten geht Ruhe aus. Schließlich sind sie schon acht Jahre länger in der Schule und wissen, wie alles abläuft. Die Jüngsten schauen auf die fast Erwachsenen. Ihr Blick fragt: Wie müssen Paten denn sein? Möglichst so groß wie Anke, um sofort zu überblicken, wo Not am Mann ist? Oder so schnell wie Anett, die immer gleich zugreift, wenn jemand eine Last nicht allein tragen kann? Oder so hartnäckig wie Angela, die nicht locker läßt beim Üben und Wiederholen. Die drei jedenfalls sind Paten mit Leib und Seele, kennen bald keinen Feierabend und haben viele, viele gute Ideen.

Das Hobbypatent

Sandy leitet in der Ersten die Arbeitsgemeinschaft „Junge Verkehrserzieher". Sie macht das ruhig und gewissenhaft, erklärt und erklärt. Die Prüfung der „Goldenen Eins" liegt schon hinter ihren Schützlingen. Heute ist das verkehrssichere Fahrrad an der Reihe. Die Jungpioniere sind wißbegierig, doch Sandy kann jederzeit bestehen. Gut hat sie sich vobereitet. Einen Paten und Arbeitsgemeinschaftsleiter ohne festes Wissen kann sie sich nicht vorstellen. Für die Arbeitsgemeinschaft im Kreis sucht sie hier schon nach geeigneten Bewerbern. André interessiert sich für den Weltraum. Da ist ein intensives Arbeitsgemeinschaftstraining auf der Erde genau das Richtige und Sandy als Pate ist stolz, ihm so manchen Tip geben zu können.

Das Gemeinschaftspatent

Im angrenzenden Wohngebiet der Schule ist eine zierliche Allee junger Ebereschen gewachsen. Die Wipfelchen sind inzwischen schon ein Stück aus der Erde. Was der Vorübergehende vielleicht nicht weiß: sie sind ein Stück Patenarbeit zwischen Pionieren und FDJlern. Die Paten der 10. ebneten den Boden und die Jüngsten brachten die Stecklinge in die Erde, 78 insgesamt. Das sind die Momente, wo Patenhilfe eine richtige Aktion wird, ebenso wie beim Subbotnik und der regelmäßigen Altstoffsammlung.
Die Paten an der Karl-Liebknecht-Oberschule haben eben viele Gesichter und vor allem – sie nehmen ihre Sache mit den Pionieren ernst.

Ralf Kegel

Fotos: Ursula Porebska

„Trassentat und Träume"

TEIL I: Trassenfreunde

Text: Rudi Benzien Zeichnungen: Karl Fischer

Erst einmal will ich euch sagen, wer ich bin. Thomas heiße ich, und zu Hause in der DDR, habe ich als Schweißer in einem Tagebau bei Bitterfeld gearbeitet. Außerdem habe ich noch die Fahrerlaubnis für die dicksten Lkw-Brummer, die ihr euch denken könnt, in der Tasche.

Als mich Heiner, unser FDJ-Sekretär vom Braunkohlentagebau, fragte, was ich sagen würde, wenn er mich zur Erdgastrasse delegieren wollte, habe ich geantwortet: „Laß mich überlegen." „Gut, tu das, aber überlege nicht zu lange." Eigentlich war ich sofort Feuer und Flamme, ist es doch eine großartige Sache, beim Bau der Erdgasleitung mitmachen zu können. Da kann einer zeigen, ob er ein Kerl ist oder nicht.

Aber was würde Silvia dazu sagen? Wir waren gerade ein halbes Jahr verlobt, und im Dezember wollten wir heiraten. Am folgenden Abend bin ich mit Silvia nach Leipzig zur Disko gefahren. Ich dachte, dabei könnte ich mit ihr darüber reden. Aber ich wußte nicht, wie ich es ihr sagen sollte.

Auf der Rückfahrt im Zug habe ich es dann versucht. Vor Begeisterung ist sie nicht gerade in die Luft gesprungen. Zwar sah sie ein, daß es eine Ehre ist, an der Trasse zu arbeiten; aber was ihr nicht gefiel war, daß wir uns nun für lange Zeit nur sehr selten sehen würden. „Und unsere Hochzeit?" fragte sie. „Die wird vorverlegt", sagte ich. Silvia ist ein prächtiges Mädchen. „Wir haben die Armeezeit gut geschafft, da stehen wir auch das durch." Das war Silvias Meinung. Meine auch.

Am Montag kletterte Heiner in das Fahrerhaus meines Lkw.
„Na, Alter, hast du es dir überlegt?" „Hab' ich", sagte ich. „Und?" „Ich werde fahren!" Vor Freude schlug er mir auf die Schulter, ich sank gleich einen Zentimeter tiefer in meinen Fahrersitz.

Vier Wochen später feierten wir Hochzeit und gleichzeitig Abschied. Das war vielleicht ein Fest! Nicht nur Silvia und meine Eltern waren dabei, auch alle unsere Freunde, die Kumpels aus der Brigade und natürlich auch Heiner.

Am nächsten Tag brachte mich Silvia nach Berlin. Am Nachmittag fuhren wir zum Flugplatz Schönefeld. Da wurde mir etwas eigenartig zumute. Es wurde mir bewußt, daß nun ein anderes Leben beginnen würde. Und Silvia, meine tapfere Silvia, fing zu weinen an.
„Weißt du", sagte sie, „laß uns den Abschied kurz machen, sonst heule ich noch wie ein Schloßhund."
Als sie aus der Abfertigungshalle ging, kam ich mir plötzlich sehr verlassen vor.

Ich sah mich suchend um. Vor dem Abfertigungsschalter der Sondermaschine nach Lwow entdeckte ich eine Gruppe junger Männer und ging auf sie zu. „He, Kumpel, bist wohl 'n Neuer? Komm, laß dich anfassen", sagte einer zu mir. „Willkommen im erlauchten Kreis der Trassenbauer", begrüßte mich ein anderer. Alle schüttelten mir die Hand. Es wurde mir gleich ein bißchen besser. Ein paar Jungs waren Neue wie ich. Die meisten aber arbeiteten schon längere Zeit an der Trasse. Man erkannte sie daran, daß sie fast alle abenteuerliche Bärte trugen.

Im Flugzeug ging es hoch her. Ulli, ein großer Blonder, der zum gleichen Einsatzort gehörte, erzählte wie ein Wasserfall. „Kannst mir glauben, als ich einmal angelte, habe ich so einen Fisch gefangen." Er deutete mit den Armen eine Größe an, die einem mittelgroßen Wal entsprach. „Gleich wird er dir die Geschichte erzählen, wie er mit einem Bären gerungen hat", spottete Frank aus Cottbus. „Soll ich euch die wahre Geschichte erzählen, wie ich mal einen Bären traf . . .?" fragte Ulli. Alle lachten. „Die laß mal stecken, Baron Münchhausen, die kannst du zu Hause deiner Oma erzählen", bremste ihn Frank.

Unsere Maschine landete in Lwow als es schon Nacht war. Trotzdem empfing uns in der Halle ein Begrüßungskomitee: der Leiter des Baustellenstabes und Mädchen, die Blumen schenken wollten. Die herzlichen Worte, die blauen Hemden, die Blumen. Ich hatte überhaupt nicht das Gefühl, im Ausland zu sein.

Wir kletterten in einen Bus. Es regnete. Wir fuhren durch kleine Ortschaften. Im Licht der Scheinwerfer konnte ich für einen Augenblick kleine, schmucke Häuschen sehen. „Daß es regnet, ist ekelhaft", gähnte Ulli. Ich verstand nicht, weshalb das ekelhaft sein sollte.

Auf der Baustelle wurden wir schon erwartet. „Auf euch haben wir uns schon gefreut", sagte einer mit einem gelben Schutzhelm zu uns. Beim dritten Schritt in dem aufgeweichten Gelände blieben [illegible] blankgeputzten Halbschuhe im [illegible] Baracke,

RIERPOST VOM TÜTE

M NE SINE H DI STELLT OFT KOMI-
SCHE FRAGEN. SO B ÄUFIG. GE ZUM
B SPIEL. FRAGT SIE DOCH PLÖTZLICH, WIE MAN
GENTLICH SCHLANGEN UNTERSCH DET.
P AUF, SAGE ICH. DAS W SS ICH VON M NER
ALTEN OMA. DAS IST NFACH: WENN SIE
GUT HEN KÖNNEN, SIND ES SCHLAN-
GEN. WENN SIE SCHLECHT CKEN KÖNNEN,
SIND ES NSCHLANGEN. UND WENN SIE
GAR NICHT CKEN KÖNNEN, DANN SIND ES
BLINDSCHL CHEN. S TDEM DET SIE NICHT
MEHR MIT MIR, DIE H DI.
ES IST ZUM H N. W HAT LOSS?
SCHR BT MIR BITTE, WENN IHR'S WISST. KENN-
WORT: RIERPOST.

GRUSS UND SS

Im Atelier bei Frank G.

Zum Bild des Monats

Zuerst ein Brief. Dann ein Telegramm. Später ein Anruf von uns. Es ist nicht leicht, Frank Gottsmann, einen jungen Potsdamer Künstler, anzutreffen. Doch an diesem Mittwochvormittag hat er Zeit. Und als wir an seiner Tür klingeln, begrüßt er uns freundlich und führt uns in sein Atelier. Ein großer Raum mit hohen Fenstern. Vor einem leuchten bunte Glasscherben im Tageslicht. Was gibt es hier alles zu sehen! Tische bedeckt mit Farben in Tuben und Töpfen, Pinseln, Spachteln, Stiften, Malmittel in Flaschen, Tuschen in Gläsern, Papieren, Skizzenblöcken und vielem anderen mehr. Auf Paletten türmen sich wundersame Gebilde aus eingetrockneten Farben – Spuren vollendeter, mühevoller Arbeit. Im Schrank mit den breiten Schubfächern sind Zeichnungen und Grafiken wohlgeordnet aufbewahrt. Rechts und links daneben stehen Leinwände in allen Größen mit und ohne Rahmen, schon fertig bemalte, gerade erst begonnene und noch leere. Und überall an den Wänden Bilder und Fotos, die wir im ersten Augenblick gar nicht alle erfassen und erst nach und nach für uns entdecken können. Ganz still haben wir uns umgesehen, nehmen die besonderen Gerüche in uns auf, sind beeindruckt von der Stimmung dieses Raumes. Dann erzählt Frank Gottsmann.

Schon in der Schulzeit gehörte zu seinen großen Leidenschaften das Zeichnen und Malen, und er beteiligte sich erfolgreich an der „Galerie der Freundschaft". Auf der EOS meldete er sich freiwillig für drei Jahre zur Nationalen Volksarmee. In der Freizeit zeichnete und malte er auch dort, entwarf zu politischen Höhepunkten Plakate, vervollkommnete seine Fähigkeiten in einer Arbeitsgemeinschaft der NVA in Neubrandenburg.

Einmal, im späten Sommer, als Frank Gottsmann im Urlaub die Großmutter in Schönheide, einem kleinen Dorf im Erzgebirge besuchte, wollte er die alte Frau porträtieren. Doch einfach war es nicht, sie, die unermüdlich im Haus und im Garten tätig war, zum Stillsitzen auf das Sofa zu bringen. Endlich war es soweit. Die Großmutter hatte ihre Haare geordnet, die Schürze abgestreift, saß aufrecht und ein bißchen verlegen da. So zeichnete er sie in der Schönheit ihres Alters. Und im gleichen Moment wurde er von seinem Vater, selbst Maler, skizziert. Später entstand davon ein Gemälde. Zunächst war es nur als ganz persönliche Erinnerung für die Familie gedacht, doch ist es mehr als das. Heute hängt das Bild im Armeemuseum Dresden (unser „Bild des Monats").

Ende Oktober 1977 beendete Frank Gottsmann seinen Ehrendienst bei der NVA und begann an der Kunsthochschule Berlin ein Studium. Fünf Jahre lang, in denen er weiter gefördert und gefordert wurde, seine Fertigkeiten festigen und sich ausprobieren konnte – immer auf der Suche nach überzeugenden Lösungen und nach der besten Aussage. Nach Studienabschluß erhielt er einen Fördervertrag und ein Stipendium für zwei Jahre. Er wählte sich eine festumrissene Aufgabe – die Gestaltung von Motiven aus der Landwirtschaft der DDR. Einige Monate lebte er im Volkseigenen Gut Wilmersdorf/Kreis Angermünde, gehörte mit zu einer Brigade von Tierpflegern. Er war aufmerksamer Beobachter aller Vorgänge in Ställen und Speichern, hielt seine Eindrücke in Skizzenbüchern fest, führte Gespräche mit den Bauern, die seine Arbeit anerkannten und interessiert verfolgten. Für sie gestaltete er – als Auftragswerk – ein größeres farbiges Gemälde „Porträt Herbert S.", das in einer Feierstunde allen Brigademitgliedern und dem Vorstand übergeben wurde und seitdem im Klubraum des VEG hängt.

1984 nahm Frank Gottsmann am Zentralen FDJ-Pleinair* im Rahmen der FDJ-Initiative Berlin teil. Er entschied sich für das Neubaugebiet am Thälmann-Park. Mit Stift und Pinsel war er drei Wochen lang dort anzutreffen und bekam eine Fülle neuer Ideen. So entstanden schon Grafiken und farbige Bilder mit ungewohnten Sichten, Ein- und Überblicken. Mehrere Blätter von ihm hängen inzwischen im Klub der Potsdamer Bauarbeiter in Berlin-Schöneweide. Eine schöne Anerkennung und Ermutigung.

Und in diesem Jahr wird er seine neuesten Arbeiten einem größeren Publikum in Potsdam vorstellen. Wir sind schon neugierig darauf und wünschen dem jungen Künstler, der erst am Beginn seiner Laufbahn steht, viel Erfolg!

Marita Kloß

„VEG Wilmersdorf"

„Baum am Bodden", Linolschnitt, 1976, Ausschnitt

* Pleinairmalerei = Freilichtmalerei

Zeichnung oben: „Selbstporträt", Studie, 1976

Fotos: JW/Repros

Im Berliner Pionierpalast „Ernst Thälmann" fand im vergangenen Jahr eine fröhliche Faschingsfeier statt. Wir waren mit dem Fotoapparat dabei.

Die Schätze des Ural

Eine Reise führte mich kürzlich in den Ural, in jenes Gebiet also, in dem sich die Trennlinie zwischen Europa und Asien befindet. In der Schule braucht man auf der Landkarte nur mit dem Stock den langen schmalen Gebirgsrücken entlangzufahren und schon hat man seine Aufgabe erfüllt, hat in Windeseile 2 000 Kilometer passiert. Ja, hier endet Europa. Manche sagten es zu Beginn unseres Jahrhunderts noch so: Der Ural, das ist das letzte in Europa! Die das sagten, meinten damit aber gar nicht so sehr den Grenzverlauf, sondern die Rückständigkeit dieses Gebietes.
Wie zeigt sich nun der Ural heute seinem Besucher? Eine kurze Reise kann darauf nur eine unvollständige Antwort geben. Was ich, zu einer Zeit, da sich das ganze Land auf den XXVII. Parteitag der KPdSU vorbereitete, hier sah, davon möchte ich berichten.

Reichtümer in 500 Meter Tiefe

Mein Wunsch, von den Gipfeln der Uralberge in die Täler zu sehen, erfüllt sich erst einmal nicht. Wolodja, mein Begleiter, macht eine deutliche Handbewegung nach unten. Da liegen die Schätze des Ural. Und er hat recht. Eisen- und Buntmetallerze, Kohle, Erdgas, Bauxit, Diamanten, Kalisalze – alle diese und noch mehr Reichtümer birgt dieses Gebiet. Also fahren wir zuerst in einen Schacht ein, in einen Kalischacht in Beresniki, nordöstlich der Stadt Perm. Als uns der Aufzug in fünfhundert Meter Tiefe entläßt, glauben wir in eine Märchenhöhle geraten zu sein. Die im Lichte glitzernden roten, weißen und schwarzen Gesteinsschichten geben dem Tunnel ein bizarres Aussehen. Wir müssen einige hundert Meter laufen, um einen der Männer kennenzulernen, die mit ihren Kombines das wertvolle Gestein aus der Erde schlagen und so den Tunnel weiter vorantreiben.
Boris Penegin, 41 Jahre alt, Brigadier und KPdSU-Mitglied, ist seit 15 Jahren im Schacht. Seine Brigade gehört zu den besten der Grube. Der Grund? Er lacht uns aus staubverschmiertem Gesicht an: „Für uns gilt, jede Arbeitsminute zu nutzen. Wir dulden keine Stillstands- und Ausfallzeiten. Nur so schaffen wir, was wir uns vorgenommen haben, im Kleinen wie im Großen."
Boris sucht unter den Gesteinsbrocken ein paar besonders schöne Exemplare aus und überreicht sie uns. Für zehn Generationen, so sagt er, reichen die Kalisalzvorräte des Ural, die zu den größten der Welt gehören.

Eine Fahrt auf der Kama

Niemals hätte ich mir träumen lassen, daß ich meine bisher längste Schiffsreise im Ural mache, noch dazu auf einem Strom, gegen den alle unsere heimatlichen Flüsse wie Rinnsale wirken. Die Kama, die größte Wasserstraße des Ural, hat eine Breite bis zu anderthalb Kilometern und – wenn sie gestaut wird – bis zu 13 Kilometern. Mit dem Tragflächenboot „Meteor" (60 km/h) erreichen wir in sieben Stunden Fahrt, von der jungen Stadt Tschaikowski kommend, die Millionenstadt Perm. Links und rechts des Ufers Siedlungen, neue Fabriken, dann wieder kilometerweit nur Wälder, leicht ansteigende Berge. Kleinere und größere Passagierschiffe kommen uns entgegen, Schlepper, große Lastkähne. Anatoli Wlassow, der als 54jähriger Kapitän von sich und dem Fluß sagt: „Die Kama ist mein Leben", fährt mit seinem Schiff alljährlich rund 80 000 Kilometer, zweimal rund um den Erdball also. Für ihn, so sagt er, als wir für ein paar Minuten in sein „Cockpit" klettern und ihm bei der Arbeit zusehen dürfen, ist die Kama nicht einfach nur ein Fluß. Sie ist eine Lebensader, die den Ural mit anderen Flüssen, Städten und Gebieten des Landes verbunden und damit auch den Fortschritt hier befördert hat.
Ein Flußschiffhafen kommt in Sicht. Der Kapitän gibt kurze Kommandos, steuert das Schiff zum Anlegepunkt. „Tausende Passagiere werden hier täglich befördert, lebenswichtige Güter, Material für die vielen Baustellen, Kies, Erz, Kohle."

„Schwanensee" und junge Träume

Wenn von den Industriezentren des Ural die Rede ist, dann wird die Stadt Perm in einem Atemzug genannt mit Städten wie Swerdlowsk, Ufa, Magnitogorsk, Städten, in denen sich riesige metallurgische Kombinate, chemische Betriebe, Maschinenbaubetriebe und andere befinden. Doch Perm hat seinen Ruf noch auf andere Weise begründet: Die Stadt an der Kama ist zugleich eines der Zentren des klassischen Balletts in der Sowjetunion, und die Ballettschule von Perm wird heute von den Fachleuten der legendären Leningrader Schule gleichgesetzt.
Wir beobachten die Jungen und Mädchen verschiedener Altersgruppen bei ihren tänzerischen Übungen, mit und ohne Klavierbegleitung. Nichts entgeht den aufmerksamen Augen der Pädagogen, von denen viele einst selbst gefeierte Tänzer waren.
Viele der Schüler haben eine weite Reise hinter sich. Sie kommen aus Swerdlowsk oder aus Ufa. Jetzt wohnen sie in dem der Schule angeschlossenen Internat. Und sie alle träumen den Traum, einmal als Tänzer auf der Bühne zu stehen.

Begegnungen in den Bergen

Wir sind nun schon einige Tage im Ural, doch die hohen Berge und die

schmalen Pässe haben wir noch immer nicht gesehen. Juri Malzew, Sekretär des Parteikomitees von Gornosadowsk, der östlichsten Station unserer Reise, lächelt nachsichtig. „Budet", sagt er, „budet." Es wird, es wird. Zunächst schaukelt er jedoch mit uns und einem Kübelwagen auf einer Straße entlang, die mehr einem Schlammpfuhl gleicht.
Unser Ziel: die derzeit östlichste Baustelle der Erbauer der Erdgastrasse aus der DDR. Sie errichten hier gegenwärtig die zweite Verdichterstation für das aus Westsibirien kommende Erdgas, Wohnungen für das Personal der Station, Schule, Kindergarten. Juri Malzew ist des Lobes voll über die Zusammenarbeit mit den jungen Genossen aus der DDR, über ihre Hilfe bei der Lösung der volkswirtschaftlichen Aufgaben dieses Gebietes.
Herzliche Begrüßung auf der Baustelle. Juri Malzew ist ein alter Bekannter hier. Gemeinsam mit Parteisekretär Dieter Reichardt besichtigen wir die im Juli fertiggestellte Verdichterstation mit den silbrig glänzenden Aggregaten und sehen schon die Konturen, die Fundamente und Stützpfeiler der neuen Station. Viertausend Kilometer von zu Hause entfernt, leisten DDR-Arbeiter hier unter außerordentlich komplizierten klimatischen Bedingungen (im Winter sinken die Temperaturen unter minus 40 Grad) einen Beitrag zur weiteren Erschließung der Schätze des Ural.
Juri Malzew beweist uns noch am gleichen Tage, daß man nicht nur gemeinsam zu arbeiten versteht. Als begeisterter Jäger hält er eine Überraschung für uns bereit: Er lädt uns zum Elchessen ein, eine Einladung, die selbstverständlich dankend angenommen wird.
Am nächsten Tag endlich die langerwartete Fahrt in die Berge. Die schmale, schwer befahrbare Straße schlängelt sich stetig nach oben, wir sehen steil aufragende Sandsteinfelsen, Steine und Geröll entlang der Gebirgsflüsse, in denen Forellen zu Hause sind. In den Tälern zwischen den bewaldeten Berghängen steigt Rauch aus den Schornsteinen der festgefügten Holzhäuser. Wir fahren durch Wälder, von denen uns die Trassenbauer erzählten, und Juri Malzew bestätigt es, daß es hier Bären, Elche und Auerhähne, ja, und Pilze von sagenhafter Größe gibt.
Mir fallen die Worte von Bauleiter Gerd Schieber vom Wohnungsbaukombinat Cottbus ein: „Für mich ist der Ural zur zweiten Heimat geworden. Wegen der Natur, ja, aber vor allem wegen der gewaltigen Veränderungen, die sich hier vollziehen, an denen man mit seiner Arbeit beteiligt ist und die einem alles abverlangen."
Der Ural ist die Trennlinie zwischen Europa und Asien. So haben wir es früher in der Schule gelernt. Ich finde, der Ural ist zu einer Verbindungslinie geworden, erst recht zwischen unseren Brudervölkern.

Gerald Hübner

Zeichnung: Hans Betcke

Mit ganz eigenen Tönen

Als Singeklub sind sie inzwischen weit herumgekommen, die Mitglieder von „manifest", und was Jana, Katja, Anke, Scarlett, Christin, Frank, Stephan, Harald, Thomas, Jens und Dietrich, die künftigen Lehrer, auf die Bühne stellen, das geht ins Ohr, macht nachdenklich oder vergnügt. „manifest", der Singeklub der Pädagogischen Hochschule „Karl Liebknecht" in Potsdam, ist inzwischen fast zwölf Jahre alt und hat im Laufe der Zeit mehr als einmal sein musikalisches Gesicht verändert. Auch seine Mitglieder sind nicht mehr die von damals. Jüngere sind dazugestoßen und haben sich zu einer stimmgewaltigen Gruppe mit ganz eigenen Tönen zusammengerauft. Gegenwärtig ist „manifest" wieder dabei, einer eigenen musikalischen Handschrift ihr Gepräge zu geben. Das geschieht vor allem durch guten Gesang und den überlegten Einsatz verschiedenster Instrumente wie Katjas Klavier, Ankes Violine oder der Gitarren von Thomas, aber auch durch Mandoline und Flöte. Lieder von „manifest" sind, so wie sie gesungen und vorgetragen werden, kein Zufall. Sie sind das Ergebnis vieler Diskussionen in der Gruppe und dem Beherrschen des Singehandwerkes. Und sie bringen ihren engagierten politischen Standpunkt und ihre Haltung zu den brennenden Fragen unserer Zeit zum Ausdruck. „manifest" steht hinter jeder seiner Liedzeilen mit der ganzen Persönlichkeit seiner Mitglieder. „manifest" interpretiert heute Lieder vom Berliner „Oktoberklub" von „Schicht" und „Jahrgang 49", natürlich auch von „Spartakus" und macht darüber hinaus eigene, wie das von „Nikaragua". Dreißig bis vierzig Lieder gehören zu ihrem Auftrittsprogramm und wenn sie gebraucht werden, kommen kurzfristig neue hinzu, je nach dem Charakter der Veranstaltung.

Proben

Geprobt wird bei „manifest" meistens am Mittwoch in ihrem eigenen Kämmerlein unter dem Dach der Hochschule, aber auch ganze Wochenenden sind mitunter dafür vorgesehen. Bei den Proben kommen sie nicht selten ins Streiten über das Wie eines gelungenen Programms. Temperamente und Ansichten prallen aufeinander, das Erregte von Thomas oder das Umsichtige von Harald. Meist besänftigt Stephans kleine Okarina die erhitzten Gemüter. Wenn sie erklingt, ist Einigkeit gegeben und die Probe nimmt ihren Lauf.

Auftritte

Die Lehrerstudenten von „manifest" treten nicht selten in Schulen auf. Großen Spaß macht ihnen die inzwischen schon traditionelle „Frühlingskirmes" für alle Schulen von Falkensee, wo nicht nur gesungen, sondern auch getanzt und gebastelt wird. Hier sind sie so richtig in ihrem Element und ihre Lieder reißen jeden mit. Ein Rezept für so eine Begeisterung haben sie in der Auswahl solcher Lieder, die so richtig „losgehen", und wenn das Singen nicht ausreicht, dann beherrscht jeder von „manifest" noch ein paar Volkstänze. Danach hält es niemand mehr auf den Plätzen. Diese Art, gute Laune zu verbreiten, ist vielfach erprobt und hat ihre Wirkung bis jetzt nur selten verfehlt.

Ralf Kegel

Foto: Ralf Kißling

DARF ICH BITTEN?

ICH BIN HÄNSCHEN UND NICHT...... HÄNSEL!!!

FASCHING bei HARRY PRÜFERT

KOSTÜM VERLEIH

FASCHINGS KOSTÜME

XX-0

SIE MACHEN SICH GANZ GUT IN DIESEM FASCHINGSKOSTÜM...

EIN ALTER LAMPEN-SCHIRM TUTS AUCH

DAS IST EIN KAMEL DIESES PFERD....

FRÖSI-LESERPOST

Gelungener Auftakt

Heute möchte ich Euch über meine Aufnahme in die FDJ und über die Eröffnung des Jugendweihejahres 1985/86 berichten. Wir versammelten uns in der Maxim-Gorki-Oberschule. Auch unsere Eltern waren herzlich willkommen, und sie kamen alle. Dieser festliche Nachmittag begann mit einem kleinen Programm der 5. Klasse. Danach sprach Herr Krueger, unser Parteisekretär, über die Tradition der Jugendweihe und auch darüber, wie Ernst Thälmann seine Jugendweihe erlebte. Nach diesen nachdenklichen Worten zeigten uns Schüler der 9. Klasse Jugendweihe-Mode. Das fanden alle ganz toll. Und so mancher hat sich einige Ideen abgucken können. Nun kam etwas über die Jugendweihe zum Schmunzeln: der Briefwechsel von Ottokar Domma und seinem Freund Aljoscha. Eine Schülerin der jetzigen 9. Klasse erzählte von ihren Erlebnissen und Eindrücken aus Jugendstunden des vergangenen Jahres. Anschließend stießen wir „frischgebackenen" FDJler mit unseren Eltern, Lehrern und Gästen an und tranken auf ein gutes Gelingen der Jugendstunden und der Jugendweihefeier. Die Erwachsenen tranken Wein, wir natürlich nur Orangensaft. Alle gingen am späten Nachmittag um ein schönes Erlebnis reicher nach Hause.

Kristina Winter, Korrespondent, 7024 Leipzig

Emmy-Orden

In unseren Freundschaftsratssitzungen haben wir schon viel über unseren Pionierauftrag „Pionierexpedition – Rote Fahne" gesprochen und auch tolle Ideen gefunden. Ja, auch über den Weg der gesellschaftlich-nützlichen Taten haben wir uns Gedanken gemacht. Für uns gehören da zum Beispiel die Rabattenpflege, der Wettbewerb um das schönste Klassenzimmer, die Timurarbeit und natürlich die regelmäßigen Altstoffsammlungen dazu. Wir haben uns gefragt, wie wir einen interessanten Wettbewerb führen können, um alle zum Mitmachen anzuregen.

Und da kamst Du, liebe Emmy, uns zur Hilfe. Deine lustigen Figuren aus „Frösi" 7/85 haben wir auf große Zeichenblätter gemalt und in 100 Felder unterteilt. Diese Felder malen wir mit bunter Farbe aus, wenn eine Klasse 5 kg Altpapier gesammelt hat. Die beste Klasse erhält einen Plüschelefanten als Wanderpokal. Für den besten Einzelsammler haben wir einen originellen „Emmy-Orden" und einen kleinen Sachpreis. Na, wie findest Du unsere Idee?

Der Freundschaftsrat der POS „Karl Marx", 6710 Neustadt/Orla

Zeichnungen: Christine Klemke

Torten-Preis

Seit Jahren führen wir die Aktion „Großfahndung – Millionen für die Republik" durch. Alle Klassen stehen im Wettbewerb. Auch unsere FDJler helfen tüchtig mit. In den ersten Wochen dieses Schuljahres konnten wir bereits Sekundärrohstoffe im Wert von 4 241,32 Mark sammeln. Jeden Tag nimmt der Freundschaftsrat neue Altstoffzettel an. Die besten Klassen erhalten eine Torte. Das ist ein verlockender Anreiz. An der Wettbewerbstafel kann sich jeder über den neuesten Stand informieren.

Pioniere der Karl-Liebknecht-Oberschule, 2380 Barth

Popcorn für die Faschingsfeier

Zutaten: getrockneter Mais, Kokosfett, Puderzucker. Ihr benötigt einen Topf mit Deckel. Das geschmolzene Kokosfett muß den Boden des Topfes bedecken. Achtet darauf, daß es nicht überhitzt ist, wenn ihr den Mais, ungefähr 40 g, hineingebt. Die Maiskörner sollten nicht übereinanderliegen. Wenn die erste Flocke springt, legt den Deckel auf den Topf. Ist das Knallen im Topf beendet, nehmt ihn vom Herd. Die Maisflocken könnt ihr je nach Wunsch mit Salz, Puderzucker oder Vanillezucker bestreuen. Guten Appetit!

Christiane Große, 4200 Merseburg

Zimmerschmuck und Gaumenschmaus

Ich sammle mit Leidenschaft Kochrezepte und probiere sie auch aus. Vor allem in der kalten Jahreszeit ist es schön, wenn man etwas Frisches auf den Tisch stellen kann. Wir essen sehr gern Kräuterquark und Kräuterbutter. Die dazu benötigten Kräuter ziehe ich mir in Blumentöpfen am Fenster heran. Das dauert zwischen einer und vier Wochen, je nach Art. Es ist praktisch und sieht in der Wohnung sehr dekorativ aus. Besonders eignen sich dazu: Gartenkresse, Dill, Majoran, Estragon, Basilikum und Thymian.

Viel Spaß beim Ausprobieren wünscht Euch

Maren Kluge, Korrespondent, 9805 Neumark

Auflösung von Preisausschreiben:

Das ist die Siegerfrisur aus dem Preisausschreiben „Sommerwelle" 7/85. Sie erhielt mit Abstand die meisten eurer Stimmen. Unsere Hauptpreisträger schrieben uns dazu:

„Ich trage ungefähr dieselbe Frisur und kann sie nur empfehlen. Sie ist schick, pflegeleicht und man kann auch einmal selbst daran ‚rumschnippeln'."

Peggy Täuber, 7908 Prettin

„Mir gefällt das kurze Haar mit dem kessen Pony. Ich selbst lasse mich von meiner Schulkameradin frisieren. Sie gibt mir immer gute Ratschläge."

Christian Grzecza, 1400 Oranienburg

WITZECKE

Das Telefon klingelt. Der Teilnehmer meldet sich: „Hier Zietz." Antwort aus der Leitung: „Dann müssen Sie das Fenster schließen!"

Dana Wesemann, 1804 Lehnin

„ROHR FREI!"

„Frösi" erlebte angehende Artillerieoffiziere, Offiziersschüler des 2. Studienjahres der Offiziershochschule „Ernst Thälmann" unserer NVA, in einer Prüfungssituation.
Eine Artillerieeinheit befindet sich auf dem Marsch, um ihre Feuerstellung zu beziehen. Schwere Lkws vom Typ „Ural" schleppen Haubitzen hinter sich her. Die Kolonne schwenkt ein.
Der Batterieoffizier weist den einzelnen Lkws mit ihren Geschützen den Platz in der Gefechtsordnung zu.
Die Geschützführer springen von der Zugmaschine ab und weisen ihre Geschützbedienung ein.
Die Haubitzen werden vom Lkw abgehängt. Da wird jede Hand gebraucht. Die Haubitze wird von den Kanonieren in die Gefechtslage gebracht. Die Holme, die „Beine" des Geschützes, werden abgespreizt und das Geschütz wird wieder abgesenkt.
Der Geschützführer macht die Optik einsatzklar, seine Kanoniere schlagen die Erdpfähle mit dem Vorschlaghammer ein, um die Holme zu befestigen. Die Rohrwischerlatte wird zusammengesteckt und das Rohr damit durchgezogen.
„Geschütz 3 – feuerbereit!" meldet der Geschützführer. Eine Stoppuhr klickt.

„Schwerarbeiter"

Gute vier Minuten hat das alles gedauert. Ausgepumpt hocken die Genossen da.
Es gibt aber auch Grund zur Freude für die Besatzung vom Geschütz 3: Note 1! – Ein Kommando: Pause ist befohlen! Zeit für ein Gespräch am Rande des Übungsplatzes. Der „Batterieoffizier" war heute Offiziersschüler Dirk Hartung. Er hatte die Batterie zu befehligen. Für einen angehenden Kommandeur einer Artillerieeinheit eine Situation, die er trainieren muß.

Der Ladekanonier vom Geschütz 3 ist Offiziersschüler Bernd Richter, 20 Jahre alt und in Wilthen zu Hause. In Bautzen machte er sein Abitur.
Der Munitionskanonier war heute Offiziersschüler Uwe Busse. Auch ein „Schwerarbeiter" innerhalb der Geschützbedienung. Uwe ging in Staßfurt zehn Jahre lang zur Schule, erlernte den Beruf eines BMSR-Mechanikers, holte sein Abitur nach und ist nun auch auf dem besten Wege, einmal Artillerieoffizier zu werden.

„Rohr frei! Rohr frei! Rohr frei!"

Auf diesen dreimaligen Ruf haben sie hingearbeitet – die Offiziersschüler. Und ihn werden sie in den nächsten Tagen zu hören bekommen, wenn sie ihr erstes Artillerieschießen mit der Haubitze im direkten Richten absolviert haben.
Direktes Richten bedeutet, daß die Geschützbesatzung das Ziel sehen kann und nicht von einer Beobachtungsstelle aus bei der Bekämpfung des Zieles geführt wird.
Nach dem ersten selbständigen Schießen werden sie richtige Artilleristen sein. Alter Artilleriebrauch! Bis jetzt sind sie noch „Lehrlinge" und Lernende werden sie wohl auch noch einige Jahre bleiben, denn das Schießen aus gedeckter Feuerstellung mit Haubitze oder Selbstfahrlafette, das Kommando über eine Artillerieeinheit, wird den jungen Genossen noch sehr viel Wissen und Können abverlangen.
Und dazu müssen künftige Artillerieoffiziere viel lernen und ihr Waffenhandwerk trainieren. Auch Dirk, Bernd und Uwe.

Text und Foto: Klaus Trecke

Nutzt unsere Kostümvorschläge für euer eigenes Faschingsfest! Viele Kostüme sind mit wenig Aufwand und Material schnell hergestellt. Nachmachen ist erlaubt!

Sing mit, Pionier!

Am 1. März gratulieren wir den Soldaten unserer Nationalen Volksarmee zum 30. Jahrestag der Gründung der NVA. Die Blumensträuße überreichen wir natürlich mit fröhlichen Liedern!

Wir danken euch, Soldaten

Text: Albert Gabriel
Musik: Elisabeth Sommer

1. Wir dan-ken euch, Sol-da-ten, weil ihr bei Tag und Nacht die Städ-te und die Dörfer in un-serm Land be-wacht, die wacht.

2. Nehmt, liebe tapfre Freunde, zum Dank den Blumenstrauß! Es lassen auch schön grüßen die Eltern von zu Haus.

Ein Nelkenstrauß

Text: Karl Artelt
Musik: Günter Kochan

1. Ein L K W – der Volksar-mee fährt durch die gro-ße Stadt, die vie-le neu-e Häu-ser und fro-he Menschen hat, die vie-le neu-e Häu-ser und fro-he Menschen hat.

2. Ein Nelkenstrauß aus einem Haus fällt neben ein Gewehr, und viele Hände winken dem Wagen hinterher.

3. Vom Lkw der Volksarmee erklingt ein helles Lied. Die Nelke rot am Koppel fährt zur Erinn'rung mit.

Auf Tauchstation!

„Frösi" war Gast bei einer Panzereinheit der NVA.
„Falke 17! Motor anlassen! Gang einlegen! Falke 17 – marsch!"
Ratternd rollt Falke 17, ein Panzer vom Typ T 72, auf den breiten Fluß zu. Über Sprechfunk meldet der Panzerkommandant: „Öldruck und Temperatur sind normal."
„Falke 17 – Sie fahren gut! Ihr Kurs stimmt!" bestätigt der Kommandeur der Einheit vom Ufer. Dann taucht der Panzer langsam wieder am anderen Ufer auf. Eilig werden die Unterwasserfahrtklappen für den Motor- und Triebwerksraum geöffnet. Die Besatzung von Falke 17 hat die Bewährungsprobe „Unterwasserfahrt" bestanden.

Rauch im Panzer!

Diese alarmierende Meldung kommt vom Panzer Habicht 7. Über Sprechfunk meldet der Panzerkommandant diese Havarie dem Befehlsstand am Ufer.
„Legen Sie die Atemgeräte an. Bleiben Sie ganz ruhig. Wir sind gleich bei Ihnen!" kommt vom Kommandeur der knappe Befehl.
„Adler 10. Motor anlassen! Zur Bergung von Habicht 7 – marsch!"
Einer der beiden Bergungspanzer setzt sich in Bewegung. Sein Rohr ist so ausgelegt, daß ein Genosse darin emporsteigen kann.
Im oberen Rohrende sitzt Unterfeldwebel Dirk Mussehl, der Kommandant von Adler 10. Natürlich hat er verfolgen können, daß Habicht 7 im Fluß steckengeblieben ist. Das Luftrohr steht an einer Stelle in der Mitte des Flusses. Über Sprechfunk kommandiert der Unterfeldwebel seinen Fahrer an die Havariestelle im Fluß heran.
Keine leichte Aufgabe für den Fahrer, Unteroffizier Uwe Borwitz, der „blind" höchste fahrerische Präzision liefern muß.

Geschafft! Die Havariestelle ist erreicht. Schwere Stahltrossen von Habicht 7 werden am Bergungspanzer befestigt. Das alles hat seit der Havariemeldung noch nicht einmal vier Minuten gedauert. Der Adler hat den Habicht auf dem Haken!
Langsam bewegt sich der Bergungspanzer in Richtung Ufer. Dann taucht auch Habicht 7 hinter ihm auf und wird an Land gezogen.
„Luken öffnen!" Rauch dringt aus den geöffneten Luken, bevor die Besatzung sich durch die engen Öffnungen schiebt. Unversehrt, mit einem Schreck in den Gliedern!
„Eine Ölleitung ist gebrochen. So etwas kann auch bei bester Pflege und Wartung einmal geschehen. Deshalb sind wir ja mit unserem Bergungspanzer da. Sicherheit geht auch bei der Unterwasserfahrtausbildung über alles! Selbst wenn wir die Schlepptrosse nicht hätten anbringen können, wäre das für die Besatzung von Habicht 7 noch kein Grund zur Panik gewesen. Der Panzer wäre geflutet worden und die Besatzung über die Luken, mit Atemgerät und Schwimmweste ausgerüstet, ausgestiegen. Jeder von uns hat eine leichte Taucherausbildung absolviert."
Ein kurzer Kommentar von Unterfeldwebel Mussehl, der aber schon wieder in seinem „Aussichtsturm" Platz genommen hat.

Heringsjäger

... sind sie eigentlich – Dirk Mussehl und Uwe Borwitz. Gelernte, gestandene Hochseefischer von der Küste, die jetzt auf einem Panzer unserer NVA auch Wasserfahrten unternehmen. Aus dem Binnenland kommt Soldat Uwe Geske als dritter Mann und Richtschütze dazu. Ihre eigenen Unterwasserfahrten innerhalb der Ausbildung am Fluß haben die drei schon hinter sich. Und mit der Note 1 bestanden!
Für Soldat Uwe Geske war es die erste Panzerfahrt unter Wasser. „Na ja, etwas komisch war mir schon. So völlig unter Wasser. Da macht man sich vorher schon seine Gedanken. Ein merkwürdiges Gefühl. Aber mit meinen beiden ‚Seeleuten' an der Seite ist unser Panzer bestens gefahren!"
Dirk Mussehl und Uwe Borwitz leisten ihren Dienst auf Zeit drei Jahre lang. „Weil man einfach Zeit braucht, die immer kompliziertere Technik in den Griff zu bekommen, um sie dann auch wirksam zu bedienen! Und weil der Frieden unseren Schutz braucht!"
Die Erfahrungen der beiden haben sich auch bei diesem Ausbildungshöhepunkt mit ausgezahlt – Note 1 für die gesamte Einheit!
Sagen muß man, daß beide Genossen alle fünf Soldatenauszeichnungen an ihrer Uniformjacke tragen. Nicht ohne Stolz!

Fast wie bei der Seefahrt

... geht es auf dem Panzer zu. Jedenfalls bei der Unterwasserfahrausbildung. Alle Panzerfahrer, auch Uwe Borwitz, haben schon einmal das Fahren nach dem Kreiselkompaß trainiert. Für Uwe eine bekannte Sache. Fast wie bei der Seefahrt!
Fische sind unter Wasser im Vorbeischwimmen aus dem Panzer heraus auch zu beobachten.
Die Behauptung aber, daß Unterfeldwebel Mussehl und Unteroffizier Borwitz ihren Panzer deshalb so gut im „Griff" haben, weil sie den Umgang mit Kompaß und Fischen von der Pike auf gelernt haben, ist dikkes Seemannsgarn!

Text: Klaus Trecke
Zeichnung: Karl Fischer

Schreibt doch einmal, welches Kostüm euch am besten gefällt. Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Pionierfasching. Schickt einen eigenen Kostümvorschlag mit!

Schriftsteller und „Frösi"-Leser schreiben gemeinsam Geschichten

Die geheimnisvolle KISTE

– eine Geschichte, ausgedacht von E. Kubisch aus Forst, zu Ende gebracht von Inge Borde-Klein.

Ich heiße Thomas und bin zehn Jahre alt. Weil ich noch so klein bin, nennen mich viele meiner Freunde Tom. Jetzt beginnt eigentlich meine Geschichte erst.
Also, eines Tages, ich sitze gerade vor dem Fernsehapparat, da ruft (wie gewöhnlich jeden Abend) mein Vater: „Tom, es ist Schlafenszeit!" Dann muß ich immer ins Bett. Also ging ich ins Bett und schlief gleich ein. Ich träume nicht, wenn ich schlafe. Und so schlief ich dahin, bis mich auf einmal ein komisches, lautes Geräusch weckte. Es kam vom Boden, das habe ich genau gehört. Denn der Boden liegt gleich über meinem Zimmer. Ich habe mich gefragt: „Was mag das wohl sein?" Ich rätselte noch ein Weilchen, dann beschloß ich, am Morgen nachzusehen, was dort passiert ist. Nach dem Frühstück stieg ich die Bodentreppe hinauf. Dort war lange keiner mehr gewesen. Die Stufen unter mir knirschten nur so. Als ich vor der Tür stand, bekam ich ein bißchen Angst.
Hier oben war es ziemlich dunkel. Deshalb hatte ich meine Taschenlampe mitgenommen. Die Tür war nicht abgeschlossen. Ich konnte ungehindert rein. Viel altes Gerümpel lag überall herum. Ich suchte alles ab und stolperte über etwas. Als ich mich aufgerappelt hatte, sah ich, daß das eine kleine umgekippte Kiste war.
Als ich hineinschaute ...

E. Kubisch, 12 Jahre

... sah ich da eine tolle Truppe von Theaterpuppen.
Wer hatte die bloß hier versteckt? Ich schlüpfte mit der rechten Hand in einen breitmäuligen Frosch, und als ich an einem Faden zog, quakte er. War das nun meine Stimme oder seine?
Es klang wie „Raus hier!" Rebellierten die Puppen gegen ihr Eingesperrtsein? Die Maus mit Klappohren, eine schwarze Katze mit weißem Lätzchen, ein Plüschäffchen mit himmelblauen Augen, ein Clown an sieben Fäden.
Meine Hand fuhr in einen glatten, braunen Stoffschlauch und dann saß auch schon der Seehund mit seinem dicken Kopf und strubbeligen Barthaaren auf dem Zeigefinger. Mir war nicht ganz geheuer, und ich sauste mit ihm die Bodentreppe hinunter.
Mutter war gerade dabei, die Blumen zu gießen. Die Robbe gab ihr einen Kuß und streichelte mit wedelnder Flosse ihren Arm.
„Wem gehören die Puppen? Warum sind sie auf dem Boden versteckt?"
„Die sollte ich aufbewahren, als Oma in die Stadt gezogen ist."
„Die gehören Oma! Und warum hat sie die hiergelassen?"
„Tja, ihr Zimmer im Feierabendheim teilt sie mit einer anderen Frau. Da ist wenig Platz."
„Du, Mutti, können wir Omi heute besuchen?" bettelte ich.
„Aber Junge, ich habe gar nichts vorbereitet. Und will heute die Wäsche erledigen. Nein, nein, so plötzlich ..."
„Dann fahre ich mit dem Rad. Und diese Puppe, die nehm ich mit. Bitte erlaube es mir!" Schließlich habe ich Mutti überredet.
Es war nicht windig, und ich kam mit dem Klappfahrrad gut voran. Vorn auf dem Gepäckständer hatte ich die Puppe angeschnallt.
Das Heim liegt am Stadtrand. Ich stellte mein Rad in den Hof und verbarg die Puppe in Muttis Beutel mit Streuselkuchen.
„Duuu, Tommi?" Oma fiel aus allen Wolken. „Ist etwas passiert?" „Nein, nein, schöne Grüße von Mutti." Ich packte schnell den Kuchen aus. Die Mitbewohnerin meinte: „Dann geh ich mal in die Kaffeeküche ..." und ließ uns allein.
Nun erzählte ich von dem Spuk in der Nacht und der geöffneten Kiste. „Weißt du, es sah aus, als ob sie sich befreien wollten ..."
„Theaterpuppen", meinte Oma, „die können schon etwas anstellen mit einem!" Sie erzählte: „Es war nach dem Krieg, da sah ich eine Vorstellung mit Puppen. Nach den Schrekken der Bombennächte brachte ihr Spiel wieder Freude und Hoffnung. Das müßten mein Söhnchen und die Nachbarskinder erleben, dachte ich und bat den Puppenspieler, mir einige Köpfe zu schnitzen. Ich nähte Kleider für sie und spielte endlich selbst. Vor Kindern, die kaum Kleider besaßen, kein eigenes Bett, die verängstigt waren, nicht lachen konnten, die nichts anderes spielen konnten als Krieg. Auf dem blanken Fußboden sitzend, lauschten sie auf jedes Wort, verschlangen sie gierig jede Bewegung der Figuren mit den Augen. Ich fühlte die Freude der Kinder und spürte ihre Dankbarkeit. Nie zuvor hätte ich es für möglich gehalten, daß ich meinen geliebten Beruf aufgeben könnte – als Geigerin. Aber die Puppen brachten es fertig."
Schweigend nahm die Großmutter ein schmales Bändchen aus dem kleinen Bücherregal. „Hier findest du Texte und Fotos von meinen Veranstaltungen. Da kannst du sehen, was und wie ich gespielt habe in der Bauchladenbühne."
„Aber den Robbi, soll ich ihn dir nicht hierlassen?" „Mit ihm wirst du üben und bringst ihn mir das nächste Mal wieder mit, ja?"
Wir haben noch lange vom Puppenspiel geredet, und ich spürte, wie gern mir Oma erklärte, wie ich üben könnte.
„Darf ich denn die Puppen in mein Zimmer holen?" Die Oma nickte einmal, zweimal, als ob sie nicht aussprechen konnte, was in ihr vorging. Dann überwand sie sich. „Unter einer Bedingung, Tommi: nicht verschenken, keine einzige! Sie sollen alle zusammenbleiben, hörst du?"
Jetzt kann ich mir mein Zimmer ohne den Ständer mit den Puppen gar nicht mehr vorstellen und mein Bett nicht ohne Robbi, den Seehund, der sich neben dem Buratino viel wohler fühlt, als in der Kiste auf dem dunklen Boden. Öfter als sonst besuche ich Oma. Ich zeige ihr, was ihre Puppen neues „dazugelernt" haben. Ob ich auch einmal so gut spielen werde wie sie?

Inge Borde-Klein

Zeichnung: Jana Ruika

AHA SERVICE

Rundherum um's Warum

Warum, das ist ein Wort, welches untrennbar zum Forschen und Suchen, zum Entdecken, zum Neuerertum und zur Wissenschaft gehört.
Warum, das ist ein Wort, welches zum Denken und Erkennen führt, ob in der Schule oder im Labor, ob bei der Hausarbeit oder beim Test in der Werkhalle ...
Warum, fragte auch für alle Leser „Frösi"! Fragen, die euch von namhaften Wissenschaftlern der bekannten populärwissenschaftlichen Fernsehreihe AHA beantwortet werden, findet ihr auf den nächsten acht Seiten.
Probiert neugierig die Beantwortung unserer Wissenschaftler-Quiz-Fragen, macht euch an sie heran, schlagt nach, fragt die Eltern, entdeckt noch mehr, als die Fachbegriffe aussagen.
Wer auf unsere Frage auf der Seite 24 antwortet, gewinnt, das wißt ihr, nicht nur Wissen.
MACHT MIT: Wer klug antwortet gewinnt! Lest auf der Seite 24 unsere Frage an alle „Frösi"-Leser!

WER SCHALTET DAS SCHALTJAHR?

Das Schaltjahr selbst hat keinerlei meteorologische Ursachen oder Wirkungen. Es ist vielmehr das Ergebnis einer kalendertechnischen Manipulation mit dem Ziel, unseren Kalender mit den jahreszeitlichen Gegebenheiten in Übereinstimmung zu halten. Die Jahreslänge wird dabei im Prinzip von dem Erdumlauf um die Sonne bestimmt. Der Erdumlauf ist nicht mit der Erdrotation synchronisiert, er dauert vielmehr, bezogen auf den mittleren Frühlingspunkt 365,2422 Tage. Daher die kompliziert erscheinende Schaltregel, alle vier Jahre einen Tag zusätzlich zu den 365 Tagen der „normalen" Jahre zuzuschalten – mit Ausnahme der vollen Jahrhunderte, die nicht durch 400 teilbar sind.

Ist Reden eine Kunst?

Aber sicher!

Das habt ihr doch schon selbst gemerkt. Beim Pioniernachmittag neulich zum Beispiel, als da ein Vortrag so interessant gehalten wurde, daß ihr noch stundenlang weiter hättet zuhören können. Dagegen gestern, als jemand so lange redete – da wäret ihr am liebsten davongelaufen, so langweilig war es. Ja, Reden ist schon eine Kunst und bedeutet mehr als nur zu sprechen.
Ein Redner spricht, weil ihn eine Aufgabe, ein Thema, ein Problem dazu drängt; er spricht öffentlich, zu bekannten und unbekannten Zuhörern, die er durch einen klugen und kunstvollen Plan für sein Ziel gewinnen will.
Oder meint jemand, das sei „keine Kunst"?
„Kunst kommt bekanntlich von „Können". Das wußte man schon in der Antike, die viele berühmte gerichtliche und politische Redner aufwies. „Die Redekunst bedarf der angestrengtesten Arbeit, eines unablässigen Eifers, verschiedener Übung, vielfacher Erfahrung, der höchsten Klugheit, eines geistesgegenwärtigen Urteils" heißt es bei Quintilian. Damals wurde die Wissenschaft von der Redekunst, die „Rhetorik" begründet und hoch entwickelt. Sie lehrte z. B. auch, daß neben ständiger Übung (exercitium) und dem Begreifen der Regeln (doctrina) besonders die Nachahmung von Vorbildern (imitatio) rednerisches Können hervorrufe.
Daran hat sich eigentlich bis heute nichts geändert.
Mancher könnte nun einwenden, das alles sei ja gut und schön, aber ihm selbst fehle nun einmal die „Begabung" für's Reden. Allenfalls traue er sich, eine ausformulierte Rede vorzulesen, und auch da fehle es ihm an Gestaltungskraft, an der richtigen Betonung oder Atmung, ganz zu schweigen vom „Blickkontakt". Und gar die „freie" Rede – die packe er nie.
Warum so wenig Mut?
„Es liegen in jedem Menschen eine Reihe von Fähigkeiten, die nur geweckt und entwickelt zu werden brauchen, um in Bewegung gesetzt, die schönsten Wirkungen zu erzeugen" – diese Worte von August Bebel treffen auch für das Erlernen der Redekunst zu. Versucht es!
Ihr habt doch auch die „Kunst" des Lesens und Schreibens gelernt – warum soll es nicht auch mit dem Reden gelingen?

Dr. Rosemarie Jackstel

Wer kümmert sich um neue Haushaltspflegemittel?

Wie nennt man einen Deuter von Handschriften?

TELLURIKER
PHYSIKER
CHEMIKER
GRAPHOLOGE
GNOMIKER
GRAFIKER

Wagt euch auch einmal an „schwierige Begriffe" aus der Wissenschaft. Ihr kennt die Berufsbezeichnungen Bäcker, Fernmeldetechniker, Maler oder Zerspaner. So tragen auch die Wissenschaftler Namen, die ihre Fachrichtungen bezeichnen. Versucht einmal, sie zu erkennen. Die Pfeile verlängert bitte. Sie treffen die richtige Antwort, wenn der erste Buchstabe eines Begriffes berührt wird.

Segelfliegen bei Nacht?

Ja, warum soll denn das nicht möglich sein? Andere Flugzeuge fliegen doch auch in der Nacht.

Segelflug ist das motorlose Fliegen unter Ausnutzung natürlicher Kraftquellen in der Atmosphäre. Kraftquellen sind z. B. der Hangaufwind, welcher an quer zur Windrichtung stehenden Bergen durch die aufwärts gerichtete Windkraft entsteht. Hier könnte man z. B. nachts fliegen, aber eben nur „ortsfest" am Hang. Aber der Segelflieger will große Strecken fliegen – weit über das Land. Das ist aber nur mittels einer anderen natürlichen Kraftquelle möglich, und zwar der Thermik.

Thermik ist warm aufsteigende Luft. Sie entsteht durch den unterschiedlichen Charakter der Bodenflächen und ihren Kontrasten, so z. B. durch ein reifes Kornfeld neben einem frisch umgepflügten Acker oder Sandboden neben einem See oder großer Industrie und weiten Betonflächen. Die Flächen werden alle von der Sonne bestrahlt, die dunklen Flächen nehmen die Wärme auf und die hellen strahlen sie ab und erwärmen die darüber liegende Luft. Diese wärmere Luftmasse ist damit leichter als die umgebende andere Luft und steigt nach oben. Die in der Luft enthaltene Feuchtigkeit kondensiert in der Höhe und bildet die uns bekannten Wolken. Diese Wolken sind auch der Wegweiser für unsere Segelflieger. Sie fliegen zu diesen Wolken und kreisen wie Vögel in dieser warmen aufsteigenden Luftmasse. Dabei lassen sie sich bis unter den Wolkenrand tragen und fliegen dann weiter zur nächsten Wolke, die in ihrer beabsichtigten Flugrichtung steht. Um das Aufwindfeld genau zu bestimmen, hat der Segelflieger im Flugzeug ein Anzeigegerät – das Variometer. Das ist ein Zeigergerät, welches Steigen oder Sinken des Segelflugzeuges anzeigt.

Mittels der Thermik sind Segelflugzeuge schon sehr lange Strecken geflogen, in der DDR über 600 km und in Ländern mit intensiveren Sonnenstrahlen (Australien) weit über 1 000 km.

Nun könnt ihr euch die gestellte Frage selbst beantworten: Da es nachts keine Sonnenstrahlung gibt, ist Segelflug über weite Strecken nicht möglich!

D. Graupner

Wer gestaltet in „Frösi" die Seiten und ordnet die fröhlichen Bilder ein? Wie nennt man diese Fachleute?

TYPOGRAPH
VOLONTÄR
ZYTOLOGE
POMOLOGE
PHILHARMONIKER
PSYCHOLOGE

Wie ist die spezielle Bezeichnung eines Fachmannes für Obstbaukunde?

AHA Stargast

Die Fragen auf diesen beiden Seiten beantwortet allen „Frösi"-Lesern Professor Dr. med. sc. Friedrich Jung, der in der beliebten Sendereihe AHA ein gern gesehener Gast, eben ein Stargast ist.
Er wurde am 21. April 1915 in Friedrichshafen am Bodensee geboren und lebt seit 1939 in Berlin.
Im Jahr der Gründung unserer Deutschen Demokratischen Republik, 1949, wurde er Professor für Pharmakologie und Toxikologie an der Medizinischen Fakultät der Humboldt-Universität Berlin. 1972 erfolgte seine Berufung zum Direktor des Zentralinstituts für Molekularbiologie der Akademie der Wissenschaften der DDR.
Von seinen vielen Funktionen in staatlichen und gesellschaftlichen Räten seien hier nur einige genannt: Von 1969 bis 1984 war er Vorsitzender des Rates für medizinische Wissenschaft der DDR, von 1975 bis 1984 Vorsitzender der nationalen Kommission Biophysik im Nationalkomitee Biowissenschaften und gleichzeitig RGW-Bevollmächtigter für die Biophysik-Zusammenarbeit und DDR-Vertreter in der internationalen Union für reine und angewandte Physik. Seit 1984 ist er Vorsitzender des Ältestenrates des Rates für Medizinische Wissenschaften der DDR. 1985 erfolgte seine Berufung in den Gelehrtenrat des interdisziplinären Seminars für wissenschaftlichen Nachwuchs der Karl-Marx-Universität Leipzig.
Genosse Professor Jung ist seit 1950 Mitglied des Friedensrates der DDR, seit 1965 Mitglied des Präsidialrates des Kulturbundes der DDR und seit 1983 Mitglied des DDR-Komitees für wissenschaftliche Fragen zur Sicherung des Friedens.
Außerdem arbeitet er auch aktiv in der internationalen Vereinigung der Ärzte zur Verhütung eines Kernwaffenkrieges (IPPNW) mit.
Professor Dr. Jung erhielt den Nationalpreis II. und III. Klasse, den Vaterländischen Verdienstorden in Bronze, Silber und Gold, den Ehrentitel Verdienter Hochschullehrer des Volkes, die Johannes-R.-Becher-Medaille, die Joliot-Curie-Medaille und trägt den Titel Hervorragender Wissenschaftler des Volkes.

Wie heilt man einen Bienenstich?

Die Biene ist an sich ein friedliches Tier, sie sticht nur, wenn sie selbst oder der Bienenstock angegriffen werden. Nicht viel anders ist es bei Wespen. Sie wehren sich, wenn sie bedroht werden. Der Bienen- oder Wespenstachel ist keine einfache Nadel, sondern eine Injektionsnadel, innen hohl, ähnlich wie sie auch der Arzt besitzt. Mit dieser Nadel wird eine giftige Flüssigkeit eingespritzt, darum tut es viel stärker weh, als bei einem Nadelstich. Bei der Biene, nicht bei Wespen, sind vorn am Stachel auch Widerhaken, daher bleibt der Stachel in der Wunde stecken. Er wird der Biene ausgerissen, die damit auch so schwer verletzt wird, daß sie sterben muß.
Heilen kann der Arzt einen Bienen- oder Wespenstich nicht, das macht unser Körper selbst. Aber es ist möglich, bei der Heilung zu helfen und mitunter ist das auch dringend notwendig.

1. Der Stachel muß schnell entfernt werden, etwa mit einer Pinzette (bei Wespen und Hornissen ist das nicht notwendig).
2. Dann betupft man die Stelle mit Jodtinktur oder einer anderen desinfizierenden Lösung. Das lindert meist auch den Schmerz.
3. Tritt eine starke Schwellung auf, so kann ein kühlender Umschlag von Bedeutung werden.

Das gilt für einen oder bis drei Stiche. Gefährlich ist es, wenn man viele Stiche erhalten hat und vor allem, wenn man im Gesicht, am Hals oder gar im Rachen oder in der Mundhöhle gestochen wird – letzteres kann geschehen, wenn man etwa eine Biene oder Wespe auf einem Kuchenstück oder in der Limonade übersieht und in den Mund bekommt. Die Schwellung nach dem Stich kann die Luftwege versperren oder es kommt zuviel Gift ins Blut. Hier kann nur der Arzt helfen, den man schnell aufsuchen sollte. Abgesehen davon schätzt man, daß erst einige 100 Stiche für einen Erwachsenen lebensgefährlich sind.

Wer hat sich der Wissenschaft von den Sternen „verschrieben"?

ASPIRANT
ASTROLOGE
ASTRONOM
VETERINÄR
VOLONTÄR
UROLOGE
MAMMOLOGEN
ETHNOLOGEN
OOLOGEN

Wie nennt man einen Wissenschaftler, der sich auf dem Gebiet der Eierkunde betätigt?

Welcher Arzt ist für die Tiere da?

Herztropfen kostenlos ?

Es gibt Krankheiten, die das Herz beschädigen, und z. B. Defekte an den Herzklappen, also den Ventilen, herbeiführen oder die Leistung des Herzmuskels herabsetzen. Dann ist der Umlauf des Blutes gestört und unsere Organe werden ungenügend versorgt. Ein solcher Mensch hat große Mühe beim Treppensteigen oder Laufen, ihm geht schnell der Atem aus – und wenn er sich überanstrengt, kann das sehr gefährlich werden. Schadhafte Herzklappen kann man nicht so leicht auswechseln wie ein Fahrradventil. Das Einsetzen einer neuen Herzklappe ist eine komplizierte Operation, die die Ärzte nur durchführen, wenn es wirklich nicht anders mehr geht.
Eine Beschädigung des Herzmuskels kann man andererseits bei vielen herzkranken Menschen durch ein Mittel ausgleichen, das uns einige Heilpflanzen wie das Maiglöckchen oder der Fingerhut liefern und in Form von Herztropfen oder Herztabletten in der Apotheke erhältlich ist. Es ist wichtig, daß der Kranke genau die richtige Menge des Mittels bekommt, zuwenig hilft nicht und zuviel wird wieder gefährlich. Der Apotheker hat daher die Menge des Mittels in den Tropfen sehr sorgfältig eingestellt. Solche Herztropfen wirken nur an kranken Herzen, für ein gesundes Herz, das von sich aus das Beste leistet, wären sie Gift. Ein Fußballspieler, der glaubt, er könne mit Tropfen aus dem Fingerhut sein Leistungsvermögen steigern, den wird man wahrscheinlich noch vor der Halbzeit aus dem Feld tragen müssen. Gift sind sie auch für Kinder und daher sind solche Tropfen und Tabletten im Haushalt sorgfältig zu verschließen. Vorsichtig muß man auch sein, wenn man ein Maiglöckchen- oder Fingerhut-Blumensträußchen pflückt. Man soll nichts davon in den Mund nehmen.
Für einen Herzkranken sind solche Mittel aber wertvoller als Gold, denn sie schenken ihm eine bessere Gesundheit und können ihm sogar das Leben retten. Das kann der größte Goldbarren nicht. Die Herstellung der Medikamente kostet viel Geld. Das aus dem Fingerhut gewonnene reine Medikament (Digitoxin) hat daher im Handel einen Preis, der dem des Goldes etwa gleichkommt. Trotzdem erhalten es unsere Kranken kostenlos, bezahlt wird es durch Leistungen unserer Arbeiter in der Produktion. So ist das eben in unserer sozialistischen DDR, wo ein jeder für alle anderen und damit auch für unsere kranken Menschen einsteht.

Ein Herz für den Kreislauf

Warum muß unser Herz ständig schlagen?

Alle Teile unseres Körpers wollen ernährt werden und brauchen den Sauerstoff der Luft, um richtig zu funktionieren und am Leben zu bleiben. Dazu müssen sie mit Blut versorgt werden. Unser Herz ist nun eine Pumpe, sie pumpt das Blut erst durch die Lunge, dort nimmt das Blut aus der Luft den Sauerstoff auf, dann fließt es zurück ins Herz und wird in die einzelnen Organe gepumpt (auch durch den Darm, wo es mit Nahrungsstoffen beladen wird). Schließlich kommt es wieder über das Herz zurück in die Lunge, um dort neuen Sauerstoff aufzunehmen und gleichzeitig das Abgas Kohlendioxid los zu werden. Wenn man ein Fahrrad aufpumpt, hört man das Hin und Zurück der Pumpenstange. Genauso kann man den Herzschlag hören oder ihn auch am Puls des Handgelenks fühlen. Wichtig beim Aufpumpen eines Fahrrades ist das Ventil. Ist dieses nicht in Ordnung, so hält der Reifen die Luft nicht. Auch das Herz hat Ventile und wenn der Arzt den Herzschlag abhört, so hört er das Klappern dieser Ventile und merkt, ob diese einen Defekt haben.
Gibt man sich keine Mühe beim Aufpumpen des Fahrrades, so ist zu wenig Luft im Reifen, der Druck ist zu niedrig. Arbeitet das Herz zu schwach oder sind seine Ventile (man nennt sie Herzklappen) defekt, so wird zu wenig Blut in die Organe gepumpt, man ist krank und kann nichts leisten, schon gar keinen Sport treiben.
Pumpt man zu heftig, dann kann der Druck im Reifen zu hoch werden, ja, der Schlauch kann sogar platzen. Das ist bei der Hochdruckkrankheit der Fall.

Wie heißt ein Wissenschaftler, der sich mit der Käferkunde befaßt?

LICHENOLOGE
KOLEOPTEROLOGE
BRYOLOGE
ORNITHOLOGE
ODONTOLOGE
GERONTOLOGE

Wer befaßt sich mit der Lehre von den Zähnen – mit Gebißkunde und Zahnkunde?

Edelsteine im Harz ?

Edelsteine sind Minerale, die gegenüber den übrigen Mineralen und Steinen besonders auffällig sind und als Schmuck verwendet werden können. Es sind ihre Schönheit, herrliche Farben, Glanz oder besondere Lichteffekte, ihre Härte und ihre Seltenheit, die sie hervorheben. Der Diamant, chemisch reiner Kohlenstoff einer bestimmten Form, ist das wohl bekannteste Beispiel. Er ist das härteste Material und wird deshalb als wirksamster Hartstoff zum Sägen, Schleifen und Polieren von Metallen und Gesteinen in der Industrie eingesetzt. Nur wenige Prozent der bergmännisch gewonnenen Diamanten haben die Qualität von Edelsteinen (Größe, Reinheit) und werden als Schmuckstein verschliffen, meist in Form des Brillantenschliffes mit 56 ebenen Flächen.

Diamanten gibt es im Harz nicht. Mit der Entstehung der Gesteine des Harzes vor vielen Millionen Jahren und seiner Entwicklung als Gebirge waren aber Voraussetzungen für die Bildung von bestimmten Mineralen in besonderer Ausbildungsform gegeben. Blutroter Eisenkiesel (Jaspis) und fleckig rosafarbener Mangankiesel (Rhodonit) kommen in untermeerischen Ablagerungen der Devonzeit vor, aus parallelen Fasern aufgebautes und silbrig schillerndes Katzenauge findet sich in schmalen Gängchen in bestimmten Gesteinen, glasklare Quarzkristalle enthält der Porphyr vom Auersberg bei Stolberg.

Es gibt also durchaus Edelsteine im Harz, wenngleich nur wenige und nur an einigen Stellen zu finden. Bei einem Besuch des Harzes lohnt es sich also, mit aufmerksamen Augen die Umgebung zu betrachten.

Prof. Dr. H.-J. Bautsch

Warum gibt es noch Dialekte?

Wie sagt ihr zur Heidelbeere – „Blaubeere" oder „Schwarzbeere" oder „Waldbeere" oder „Bickbeere" oder ...? Kennt ihr die „Plattfööt"? Habt ihr schon das „Klieſslied" gehört?

Auf diese Fragen antwortet man im Norden der DDR anders als im Süden. Die „Plattfööt" (Plattfüße) sind eine beliebte Mundartgruppe in Mecklenburg. Beim „Klieſslied" handelt es sich schlicht und einfach um das „Kloſslied". Dialekte oder mundartliche Ausdrücke – wer kennt sie nicht? Sie sind Bestandteil unserer deutschen Nationalsprache und überall in unserer Heimat zu finden – im Vogtland, in Mecklenburg, in Berlin und in der Lausitz und anderswo. Auch ihr habt sicher schon gemerkt, daß selbst von Dorf zu Dorf oder sogar innerhalb eines Ortes oder einer Familie unterschiedlich gesprochen werden kann.

Das bringt natürlich auch Probleme mit sich, denn wenn jemand nur das Deutsch spricht, das bei ihm zu Hause verstanden wird, wie soll er sich da verständigen, wenn er in eine andere Gegend kommt, in der anders gesprochen wird? Da kann man schon auf den Gedanken kommen, daß Dialekte und Mundarten vergangenen Zeiten angehören und heute nur hemmend wirken, wenn sich Menschen verständigen wollen.

Richtig ist, daß jeder das über die Mundarten und Dialekte hinweg der allgemeinen Verständigung dienende „Hochdeutsch" lernen muß, denn es bleibt ja eben heute kaum jemand von der Wiege bis zum Grabe in seinem Orte.

Falsch jedoch wäre es, Mundarten und Dialekte „altmodisch" zu finden. Oder als „schlechtes" Deutsch zu bezeichnen (vorausgesetzt, daß man sie nicht mit nachlässiger und schlampiger Umgangssprache verwechselt). Die bildhafte, treffende, gefühlsbetonte Mundart, ein kleiner dialektaler Anklang und auch ein „richtiger" Dialekt gehören zu unserer Heimat wie Trachten, Brauchtum und Volkskunst. Sie werden von Generation zu Generation weitergegeben – sie sind nie „überholt"!

Dr. Rosemarie Jackstel

Wie nennt man einen Wissenschaftler, der sich mit der Gesteinskunde, mit der Struktur und Zusammensetzung der Gesteine beschäftigt?

PYROTECHNIKER
RESTAURATOR
PETROGRAPH
SYNOPTIKER
PHYSIKER
CHEMIKER

Welcher Wissenschaftler befaßt sich – wie vor 300 Jahren Otto von Guericke zum Beispiel – mit Problemen des Aufbaus der unbelebten Materie, den Grundgesetzen der Mechanik und dem Aufbau der Atome und ähnlichen Themen?

Wie entstehen Eisblumen?

Hübsche und bizarre Formen von Eisblumen lassen sich oft am Fenster bei größerer Kälte im Winter beobachten. Sie bestehen aus Eis und müssen natürlich kälter sein als Null Grad.

Die Luft enthält Wasserdampf, bei höheren Temperaturen kann sie absolut mehr aufnehmen, bei tieferen weniger. Die enthaltene Menge Wasserdampf im Verhältnis zum temperaturabhängigen Aufnahmevermögen nennen wir relative Luftfeuchtigkeit. Werden hier 100 Prozent überschritten, kondensiert der Dampf, und kleinste Wassertröpfchen scheiden sich auf kälteren Unterlagen ab; so „beschlagen" z. B. die Scheiben oder es bildet sich der Tau. Hier sehen wir noch keine „Blumenstruktur". Wird der Beschlag stärker, bildet sich eine Tropfenstruktur aus.

Ähnlich verläuft auch die Bildung der Eisblumen, nur bei Temperaturen unter dem Gefrierpunkt. Der Wasserdampf kondensiert und scheidet sich auf der Unterlage ab. Es bildet sich jetzt aber ein kleiner Eiskristall mit einer geordneten und symmetrischen Anordnung der Wassermoleküle sowie einer bestimmten Orientierung dieses flachen tafeligen Eiskristalls auf dem Fenster. Die weitere Anlagerung der kleinen Wassertröpfchen und -moleküle erfolgt nun bevorzugt an Ecken und Kanten dieses Kristalles, so daß strahlig verzweigte Eisblumen auf der Fensterscheibe wachsen. Schaut man sich die Eisblumen mit der Lupe an, ist leicht die Blättrigkeit und die strahlige Verwachsung der kleinen Kristalle zu erkennen. In einem warmen Zimmer z. B. wachsen sie meist von unten nach oben, da die Luft im Raum zirkuliert und sich am Fenster mit der Abkühlung nach unten bewegt.

Prof. Dr. H. J. Bautsch

Die Zeichnungen auf den Seiten 17 bis 24 schuf der AHA-Grafiker Winfried Warnke.
Die Seiten gestaltete Jürgen Schumacher, Farb-Repros: Hilmar Schubert.

Wie nennt man einen Facharzt für Hautkrankheiten?

DENTIST
DAKTYLOSKOP
DERMATOLOGE
DENDROLOGE
PSYCHOLOGE
PHILATELIST
PHILOSOPH
PHILOLOGE

Wer erforscht die allgemeinen Gesetze von Natur, Gesellschaft und des menschlichen Denkens?

Ein Mädchen nach Wunsch

Storch, Storch, guter, bring mir einen Bruder ... singen die Kinder. Man versteht das, denn wieviel Spaß macht es, wenn man noch einige Geschwister hat und nicht bloß ein Einzelkind ist. Schön wär's, wenn man so einfach beim Storch eine Bestellung auf noch ein Brüderchen oder Schwesterchen aufgeben könnte. Wir wissen es besser: die Mutter stiftet eine Eizelle, der Vater eine Samenzelle, beide verschmelzen und siedeln sich in der Mutter an. Dann dauert es neun Monate bis das neue Baby ausgewachsen ist und geboren werden kann. Man freut sich dann, auch wenn es nicht gerade das ist, was man wünschte – Junge oder Mädchen.

Wie wird das bestimmt: Nun, der Vater stiftet nicht nur eine Samenzelle, sondern sehr, sehr viele. Die Hälfte von ihnen trägt die Botschaft „werde ein Junge", die andere Hälfte „werde ein Mädchen". (Diese Botschaft ist in ein bestimmtes Chromosom geschrieben: Y für Junge und X für Mädchen.) Alle Samenzellen machen nun ein großes „Wettrennen" und es ist ein reiner Zufall, zu welcher Hälfte der Sieger, also diejenige Samenzelle, welche die Eizelle als erster erreicht, gehört. Viel wissenschaftliche Arbeit ist aufgewandt worden, um dieses „Wettrennen" klar für die eine oder andere Hälfte zu entscheiden. Bisher war es umsonst. – Aber etwas anderes können die Ärzte bereits: man braucht nicht mehr neun Monate zu warten bis man weiß, wer gesiegt hat – Y oder X. In einer AHA-Sendung wurde vorgeführt, wie man mit einer Art Radar-Technik mit Hilfe von Ultraschallwellen (statt mit Radiowellen wie beim normalen Radar) das noch unfertige Baby betrachten kann. Dann weiß man es und kann sich für den richtigen Namen (Karlchen oder Karoline) und die richtigen Jäckchen (rot oder blau) schon lange entscheiden, bevor Karoline oder Karlchen uns schreiend begrüßen.

An der Geschlechtsbestimmung arbeitet die Wissenschaft intensiv weiter, nicht nur beim Menschen. Für unsere Landwirtschaft hätte es große Bedeutung, wenn wir etwa eine Kuh dazu bringen könnten, nur männliche Kälbchen (Bullenkälber) zu bringen. Und meist ist es so, daß wir solche Probleme erst beim Tier lösen, bevor wir uns getrauen, die Technik beim Menschen anzuwenden.

Prof. Dr. med. sc. Friedrich Jung

Ist der Zufall ein Zufall?

FRÖSI-PREISAUSSCHREIBEN

Bis hierher beantworteten bekannte Wissenschaftler unserer Republik eure Neugierfragen.
Jetzt ist „Frösi" neugierig. „Frösi" fragt euch hier und heute:

IST DER ZUFALL EIN ZUFALL?

Schreibt auch Begebenheiten auf, wo der Zufall eine Rolle spielte.
Eure Antworten und Zufallsgeschichten schickt an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Einsendeschluß: 30. März 1986.
Interessante Zuschriften wird FRÖSI zur Veröffentlichung auswählen. 100 Preise warten auf Gewinner.

RUND UM'S AHA RUND UM'S

Tanzträume

Ob im Adagio[1] aus dem Ballett „Der Nußknacker", in „Grand Pas"[2] oder im „Konzert für die Jugend", der große, dunkelhaarige Junge mit der freundlichen Ausstrahlung fällt auf. Ballettfreunden ist er kein Unbekannter mehr, beim letzten Nationalen Wettbewerb der DDR errang Raymondo Rebecc, Schüler der Staatlichen Ballettschule Berlin, als jüngster Teilnehmer den 2. Hauptpreis in der Juniorengruppe.

Talent hat er, jedoch das allein reichte und reicht nicht aus. Ja, ganz am Anfang, da war der Unterricht für ihn, der schon seit dem 6. Lebensjahr in einer Kindertanzklasse übte, spielend leicht zu meistern. Bereits nach anderthalb Jahren konnte Raymondo ein Ausbildungsjahr überspringen. Dann aber traten die ersten Schwierigkeiten auf. Wollten die komplizierten Sprünge und Pirouetten[3] einfach nicht klappen, kam es vor, daß er tagelange „Durchhänger" hatte. Andererseits – gelingt eine Übung auf Anhieb, verleitet das dazu, sich auf diesem Erfolg auszuruhen, nicht mehr daran weiterzuarbeiten, und plötzlich schleichen sich Fehler ein. Ballett studieren heißt eben – trainieren und immer wieder trainieren, jeden Tag die gleichen Bewegungsabläufe, bis man sie fast wie im Schlaf beherrscht, jede Kleinigkeit ausgefeilt ist, und das nicht nur in der Unterrichtszeit.

„Diese Notwendigkeit einzusehen, war und ist manchmal hart", erklärt Raymondo. „Oft ärgere ich mich direkt, wenn draußen die Sonne scheint, und ich muß im Ballettsaal proben. Trotzdem bleibe ich nach den Stunden noch länger und arbeite weiter, da mir mit den Jahren bewußt geworden ist, daß das nur zu meinem eigenen Nutzen ist, und ich nur so in meinem künftigen Beruf erfolgreich sein kann."

Der Erfolg allein ist es nicht, der die Liebe zum Tänzerberuf ausmacht, denn nur wenigen ist es gegeben, sich den Traum vom Solisten zu erfüllen. Wer einmal gespürt hat, was für ein wunderbares Gefühl es ist, seinen Körper in immer wachsendem Maße zu beherrschen, fast schwerelos durch den Raum zu gleiten, abzuspringen vom Boden und „mal ein Stückchen zu fliegen", den kostet es nur halb soviel Überwindung, täglich zu trainieren. Was kann man nicht alles durch eine kleine Geste, eine Wendung des Kopfes ausdrücken – Freude, Trauer, Ärger ... die verschiedensten Charaktere. „Aus diesen Gründen kann ich mir gar keinen anderen Beruf vorstellen. Es macht mir Spaß, sehr vielseitig gefordert zu werden. Wir tanzen in klassischen Balletten Märchenfiguren und dann wieder in Gegenwartsstücken junge Leute, uns selbst. Von Eintönigkeit kann also keine Rede sein."

Raymondos Tag besteht natürlich nicht nur aus Tanzen, denn der normale Schulunterricht spielt keine untergeordnete Rolle. Nach dem Abschluß der 10. Klasse beginnt die Fachausbildung mit Fächern wie Ballettgeschichte, Ästhetik, Marxismus-Leninismus.

Seit zwei Jahren ist Raymondo FDJ-Sekretär der Klasse. „In unserer FDJ-Gruppe setzen wir uns kritisch mit schwachen Leistungseinstellungen auseinander, und daß solche Diskussionen nicht umsonst sind, zeigt sich darin, daß wir im Unterricht – genau wie alle anderen auch – nach Höchstleistungen streben. In zahlreichen Diskussionen wurde uns klar, daß sich ein Tänzer vor allem auch politisch engagieren muß. Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß wir in Solidaritätsveranstaltungen und vor Arbeitskollektiven auftreten. Ein besonderer Höhepunkt war unser Mitwirken bei den XII. Weltfestspielen in Moskau."

Mittlerweile ist Raymondo im vorletzten Ausbildungsjahr, der Tag, an dem er der Schule Lebewohl sagen muß, rückt in greifbare Nähe. Vielleicht werden wir ihm eines Tages als Solotänzer auf der Staatsopernbühne in Berlin wiederbegegnen.

Andrea Haase

[1] langsamer Tanz
[2] festlicher Tanz
[3] schnelle Drehungen

Fotos: Werner Popp

1. *Adagio aus dem Ballett „Der Nußknacker", Raymondo 2. von rechts*
2. *Nach dem Training – schweißgebadet*
3. *Jeden Tag an der Stange ...*

Hallo, Jungs – eine Riesenchance!

Erstmalig im DDR-Ballettschaffen: ein „Tag des Männertanzes"! Ihr könnt dabei sein, wenn am 29. April 1986 die Staatliche Ballettschule Berlin ihre Pforten für neugierige junge Männer öffnet, berühmte Solotänzer und ausgezeichnete Studenten einen Einblick in das Besondere des Männertanzes geben. Wer Freude an Musik und Bewegung hat und Lust verspürt, sich einmal selbst als Tänzer zu versuchen, 8 bis 18 Jahre alt ist, hat die Möglichkeit, sich bei uns testen zu lassen. Tänzerische Vorbildung ist nicht erforderlich. Los geht's um 11.00 Uhr mit dem Hauptprogramm und um 15.00 Uhr mit den Eignungstests. Nichtberliner können also bequem an- und abreisen. Bei schwieriger Zugverbindung ist nach vorheriger schriftlicher Absprache auch eine Verlegung des Testtermins möglich. Unsere Adresse: Staatliche Ballettschule Berlin, 1055 Berlin, Erich-Weinert-Straße 103.

Hallo, liebe „Frösi"-Leser!
Ihr erinnert euch, zum 200. Geburtstag des Märchenvaters Jakob Grimm hatten wir euch aufgefordert, Sagen eurer Heimat auszukundschaften und aufzuschreiben. Wir wollten bis zum Geburtstag seines Bruders Wilhelm, der am 24. Februar 1986 ebenfalls 200 Jahre alt geworden wäre, damit ein „Frösi"-Sagenbuch füllen. Nun ist es soweit! Sehr schöne Sagen habt ihr uns gesandt. Bei vielen fällt auf, daß sie von klugen Leuten erzählen. In alten Zeiten war Klugheit oft die einzige Chance, um sich von den Mächtigen nicht unterkriegen zu lassen. Ihr wißt, daß Sagen an bestimmte Orte oder Ereignisse gebunden sind, aber auch geheimnisvolle und märchenhafte Begebenheiten enthalten. Darin drückte sich der Wunsch des Volkes nach einem menschenwürdigen Dasein aus.
Genug zum Leben zu haben, das war solch ein Wunsch. Monika Wagner aus Görlitz hat uns eine Sage dazu aufgeschrieben.

-Aus dem

Der Soldat und der Wassermann

Ein alter ausgedienter Soldat, der in großer Armut lebte, hatte in der Schwarzen Elster nahe bei Wittichenau Fischotterfallen aufgestellt. Er wunderte sich gewaltig, als ihm eines Tages statt eines Fischotters der Wassermann in der Falle saß. Weil aber der Soldat mehr verstand als Brot zu essen, tat er dem Wassermann nichts, sondern ließ ihn aus der Falle heraus und unterhielt sich mit ihm. Sie wurden gute Freunde, und in Zukunft half der eine dem andern. Der Wassermann trieb dem Soldaten Fischottern zu oder brachte ihm Karpfen und Aale. Der Soldat aber besorgte dem Wassermann allerlei Lekkerbissen und seidene Kleider und Schmuck aus der Stadt. Dorthin wagte sich der Wassermann nämlich nicht.

Das war klug von dem Soldaten, nicht wahr? Dumm aber waren die reichen Ratsherren in Pirna. Könnt ihr euch vorstellen, daß ihr erst bezahlen müßt, ehe ihr einen Schluck Wasser bekommt? Was das für Folgen hatte, erzählt uns Karen Wegehenkel aus Pirna.

Erlpeter

Der Erlpeter am Schloßberg zu Pirna war eine Quelle mit klarem, frischem und gesundem Wasser. Es lief aus einer steinernen Flasche, die ein in Stein gehauener Mann unter dem rechten Arm trug. Auf einer Inschrift stand: „Der ehrliche Peter bin ich genannt, armen Leuten wohlbekannt. Wer nicht Geld hat in seiner Tasche, der trinkt mit mir aus einer Flasche."
Die armen Leute holten von dort ihr Wasser. Als die Ratsherren dafür Geld verlangten, versiegte die Quelle. Es kostete sehr viel Geld und mühsame Arbeit, ehe sie wieder floß. Niemals aber gab sie so viel Wasser wie vorher.

Gierig waren auch die adligen Landesherren. Dabei machten sie nicht einmal vor den Angehörigen ihrer eigenen Klasse halt. Von einem, der den Landesherren austrickste, berichtet Kerstin Wagner aus Großhennersdorf.

Eine gelungene List

Der Besitzer von Pulsnitz hatte fruchtbare Felder. Da entstand eines Tages ein Streit. Der Landesherr behauptete, ihm gehöre die schönste Flur. Das Gericht mußte entscheiden, wer der rechte Besitzer sei. Und wie das früher so war, bekam natürlich der Landesherr recht. Der Pulsnitzer durfte nur noch ein einziges Mal säen und ernten, dann mußte er das Feld abgeben.
Was aber tat der schlaue Gutsherr? Er meinte, der Landesherr habe genug Felder, und mit der Übergabe seines Ackers eile es nicht so sehr. Statt des Korns ließ er Eicheln aussäen. Sie keimten und wuchsen. Bis zur Ernte hatte es nun eine gute Weile, denn ehe aus ihnen stämmige Bäume wurden, die man fällen konnte, vergingen Jahrhunderte. So hat es der Landesherr nicht erlebt, daß er das Feld bekam. Der Pulsnitzer aber lachte sich ins Fäustchen. Der herrliche Wald erhielt den Namen Eichhart.

Auch die Kirche wollte das Volk in ihrer Macht behalten, damit es reichlich Gaben spendete. Wie sie die Leute in Angst versetzte und so zum Gehorsam anhielt, zeigt uns Heike Neubert aus Flöha.

Der Jungfernstein

Unweit der Festung Königstein liegt ein Felsen, der Jungfernstein oder Pfaffenstein genannt wird. Einst verfluchte dort eine Mutter ihre Tochter, weil sie am Sonntag nicht in die Kirche, sondern in die Heidelbeeren gegangen war. Da wurde die Tochter zu Stein, und so steht sie da bis zum heutigen Tag.

„Frösi"-Sagenbuch -

Greiffenberg im Kreis Angermünde gibt es, auch den großen alten Mühlenstein, doch die Sage von Ulf Spremberg aus Bad Freienwalde ist neu.

Der Mühlenstein und die Teufel

Als die Greifenburg in Greiffenberg noch keine Ruine war, vor langer, langer Zeit also, lag ein großer grauer, flacher Feldstein auf den Welsebergen. In jener Zeit lebten in der Greiffenberger Gegend zwei Teufel, ein kleiner und ein großer. Beide wollten den großen, grauen, flachen Feldstein besitzen, um aus ihm für ihre Teufelswohnung einen Teufelstisch zu bauen. Der kleine und der große Teufel stritten sich also um den Stein. Da sie sich nicht einig werden konnten, schlossen sie eine Wette ab. Dem Teufel sollte der Stein gehören, der ihn am weitesten werfen konnte. Der große Teufel packte den Stein und schleuderte ihn von den Welsebergen bis in die Nähe der Burg. Der kleine Teufel wußte, daß er das nie schaffen würde. Wenn er auch nicht die Armkraft des Großen besaß, so besaß er doch größere Zauberkraft. Der kleine Teufel verzauberte den Stein, so daß ihn niemand mehr von der Stelle bewegen konnte. Der große Teufel strengte sich mächtig an. Er drehte und wendete den Stein, konnte ihn aber um keinen Zentimeter hochheben. Der große Teufel schwitzte, stöhnte, fluchte. Nichts half. So kam er mit der Zeit aus der Puste und verlor die Lust. Vor Wut machte der große Teufel einen mächtigen Gestank, daß sich die Ritter auf der Burg die Nase zuhielten, und flog in seine Teufelswohnung zurück. So blieb der große, graue, flache Stein lange Zeit in der Nähe der Burg liegen. Er wäre völlig vergessen worden, wenn ihn nicht ein Müller gefunden hätte. Der baute um den Stein eine Mühle, schnitzte ein riesiges Wasserrad und grub einen Graben. Von der Zeit an mahlte der Müller das Korn der ganzen Umgebung zu Mehl. Heute ist von dem großen und kleinen Teufel weit und breit nichts mehr zu sehen. Die Burg ist zerfallen. Die Mühle zerfällt auch, denn die Urenkel der Müllersleute sind fortgezogen. Der Mühlstein aber liegt noch immer am gleichen Platz.

In der alten Zeit drohte die Kirche immer mit der Hölle und dem Teufel. Ihn zu überlisten war so etwas wie ein heimlicher Protest gegen die Kirchenherren. Bestimmt kennt ihr Sagen dieser Art. Antje Buchholz aus Pratau hat uns aufgeschrieben, wie sich ein kluger Mann die Teufelsangst zunutze machte. Darin kommt der in der Sage wohlbekannte Doktor Faust vor.

Fausts Name ist noch nach seinem Tode wirksam

Im Dreißigjährigen Krieg sollte Pratau Einquartierung bekommen. Niemand wollte gern mit den rohen Landsknechten unter einem Dach wohnen, denn keiner fühlte sich vor ihnen sicher.

Der Wirt des schon sehr alten Gasthauses „Zum Freischütz" benutzte eine List, um sich die Einquartierung vom Leibe zu halten. Er besorgte sich Ochsenblut und bespritzte damit die Wand eines Zimmers. Als die Quartiermacher kamen, zeigte er ihnen zuerst dieses Zimmer. Der Anführer fragte, was die Blutflecke an der Wand zu bedeuten hätten. Da erzählte der schlaue Schenkwirt die Geschichte vom schrecklichen Ende des berühmten Doktor Faust, den in diesem Zimmer der Teufel geholt hätte. Er fügte seiner ausführlich ausgeschmückten Schilderung hinzu, daß es seit dieser Zeit in der Schenke nicht mehr geheuer sei. Er selbst schlafe darum nicht im Hause, denn er möchte dem Teufel nicht begegnen. Die schwedischen Landsknechte erschraken, verließen fluchtartig das Haus, und der „Freischütz" bekam keine Einquartierung.

So wird also seitdem das Ende von Doktor Faust nach Pratau verlegt und ein Zusammenhang zwischen ihm und dem Gasthaus „Zum Freischütz" hergestellt.

Bestimmt wünschte sich das Volk oft die Kraft der Riesen. Viele Sagen handeln von ihnen. Mandy Rack aus Riesa/Herzdorf berichtet:

Wie Riesa entstand

Einmal vor vielen, vielen Jahren, als es noch keine Menschen gab, kam ein Riese daher. Er hatte Sand im Stiefel. Darum setzte er sich nieder und schüttelte den Sand aus, so daß ein Hügel entstand. Später kamen kleinere Lebewesen, die Menschen. Sie errichteten auf diesem Hügel die Stadt Riesa.

Zusammengestellt und bearbeitet von Hildegard Schumacher
Zeichnungen: Erich Gürtzig

Schlüssel zum Glück

PROF. KUNO BROCKE **II. TEIL**

In der vorigen „Frösi" stellten wir abschließend fest: Naturbedingungen, Produktionsmittel, vor allem der Mensch, haben auf die Arbeitsproduktivität einen genau so großen Einfluß, wie die Arbeitsteilung und die gesellschaftlich organisierte Form des Zusammenwirkens der Werktätigen.

Solange jedoch der Nutzen der Arbeit noch nicht groß genug war, die Ergebnisse kaum ausreichten, um die Menschen vor dem Verhungern zu retten, mußten alle dafür mitsorgen. Alle erhielten von den gemeinsamen Ergebnissen ihrer Arbeit auch den gleichen Anteil. Die Produktivität der Arbeit blieb bei den verschiedenen Menschengruppen jedoch nicht gleich. Erinnern wir uns der zahlreichen Bedingungen und Umstände, die sie vorfanden und die sie veränderten. Denken wir nur an die unterschiedlichen Naturverhältnisse, die Verschiedenartigkeit in der Wirkungskraft der Arbeitsmittel, der Geschicklichkeit und dem Umfang der Kenntnisse der Werktätigen und schließlich die unterschiedlich ausgeprägte Teilung der Arbeit und die Art ihrer Zusammenführung. Dort, wo sich bestimmte Menschengruppen besonders günstige Bedingungen und Voraussetzungen für hohe Ergebnisse ihrer Arbeit schufen, sie eine höhere Arbeitsproduktivität erreichten, wurde ihre Gemeinschaft auch reicher als andere. Schließlich wurden einige wenige Gruppen oder einzelne Menschen so mächtig, daß sie den weniger Reichen die Hilfsmittel für ihre Arbeit nahmen, sie sich privat aneigneten. Für viele tausend Jahre wurden nun die arbeitenden Menschen von den Mitteln für die Produktion getrennt. Aus Hilfsmitteln zur Erleichterung der Arbeit für sie, gestalteten sie sich zu Mitteln ihrer Unterdrükkung und Versklavung.

In unserem Lande haben eure Großeltern und Urgroßeltern diesem Zustand für immer ein Ende gesetzt. Sie waren es, die ein jahrtausendlanges Unrecht beseitigten und die Mittel der Produktion wieder den arbeitenden Menschen in ihren eigenen Besitz gaben. Nun dienen sie wieder als Eigentum aller, denen, die mit ihnen arbeiten. Produzenten und Produktionsmittel sind wieder vereint. Das ist eines der bedeutendsten Ergebnisse unserer sozialistischen Revolution. Wenn den Werktätigen in unserem Lande nun die Mittel für die Produktion gehören, sie ihr gesellschaftliches Eigentum geworden sind, ist die Freude und der Stolz auf das, was sie geschaffen haben, ganz verständlich. Wer sich gut dieses gesellschaftliche Eigentum durch die Arbeit und in der Arbeit aneignet, nutzt sich selbst, seiner Familie, und den anderen, die mit ihrer Arbeit keine Güter oder produktive Leistungen herstellen, am besten. So ist das gesellschaftliche Eigentum an den Produktionsmitteln und sind die Ergebnisse der gemeinsamen Arbeit bei uns zu einer großen Kraft für einen ständig steigenden Nutzen der Arbeit geworden. Alle Arbeiter und Bauern, alle Kran- und Busfahrer, alle Erwachsenen und alle Kinder – kurzum, wir freuen uns gemeinsam, wenn die Arbeitsproduktivität in unserem sozialistischen Land steigt. Wenn in der gleichen Zeit mehr, nützlichere und schönere Dinge hergestellt werden im Vergleich zu vorher, dann hat sich der Nutzen der Arbeit, ihre Produktivität erhöht. Wichtig für steigende Produktivität der Arbeit ist nicht nur, daß weniger Zeit benötigt wird. Genau so entscheidend ist ein geringerer Verbrauch von Kohle für die Erzeugung von Strom in den Kraftwerken, von Papier bei der Herstellung von Büchern, Heften, Zeitungen, von Getreide für die Fütterung von Schweinen, Kühen und Hühnern. Wenn also weniger Rohstoffe, weniger Material und Energie verbraucht werden, um die verschiedenartigsten Güter und Leistungen herzustellen, auch dann steigt die Arbeitsproduktivität. Schließlich ist der Nutzen der Arbeit auch dann gestiegen, wenn die Arbeitsprodukte länger zu gebrauchen sind, wenn sie nicht so schnell entzwei gehen und wenn sie schön anzuschauen sind.

Mehr Maschinen, Schiffe, Kräne, Mähdrescher, Schulen, Krankenhäuser, Bekleidung, Spielzeug herzustellen, das und vieles andere mehr, schneller, leichter, schöner, billiger zu produzieren – ist also keine Zauberei. Es ist das Können der arbeitenden Menschen. Ihr Fleiß, ihr Wissen, ihre Geschicklichkeit, ihre Erfahrungen, ihre Organisation der Arbeit sind es, die die Produktivität ihrer Arbeit erhöhen.

Hat sich nun in unserem Land, solange ihr lebt, die Arbeitsproduktivität spürbar erhöht? Etwa als ihr geboren wurdet, beschloß die Partei die Steigerung der Arbeitsproduktivität als wichtigste Aufgabe für alle Werktätigen in der Wirtschaft zu stellen, um den Wohlstand von uns allen zu heben und den Frieden sicherer zu machen. Mußten die Arbeiter im Jahre 1970 fast einen ganzen Tag arbeiten, um vielleicht einen Kühlschrank zu bauen, so brauchen sie heute nur etwas mehr als einen halben Arbeitstag. In der gleichen Zeit stellen sie heute fast zwei Kühlschränke her. Außerdem sind sie weitaus besser gebaut, sie halten die Milch, die Wurst, das Obst oder die Brause länger frisch. Leichter sind sie geworden und verbrauchen zum Kühlen weniger Strom. Die Arbeitsproduktivität der Industriearbeiter hat sich also verdoppelt. Aus eins wurde zwei ohne Zauberei – durch die fleißige Tätigkeit der Industriearbeiter.

Neue Wohnungen entstehen fast überall in unseren Dörfern und Städten. Mehr und mehr alte Häuser und Wohnungen werden verschönert und eine Dusche, Badewanne oder eine Toilette werden eingebaut.

Die Arbeitsproduktivität der Bauarbeiter ist von 1975 bis heute, also in zehn Jahren, um ein Drittel gestiegen. In der gleichen Zeit werden nun nicht sechs, sondern acht Wohnungen fertig. Darüber freuten und freuen sich vor allem die jungen Familien, die noch keine eigene Wohnung besitzen. Vielleicht gehörte ein so großer Augenblick des Glücks auch schon zu eurer Familie.

In der Landwirtschaft hängt der Nutzen der Feldarbeit nicht nur von den Genossenschaftsbauern, sondern auch von der Fruchtbarkeit des Bodens, von Sonne und Regen ab. Darum ist es besonders schwer, in wenigen Jahren die Ernten zu erhöhen. Unsere Genossenschaftsbauern haben das geschafft. Sie ernten heute im Vergleich zum Jahr 1970 so viel Getreide mehr, daß damit 50 000 Eisenbahnzüge voll beladen werden könnten. Miteinander verbunden, würde solch ein Riesenzug von Berlin bis Moskau reichen. Stark ist auch die Arbeitsproduktivität in den Tierställen gestiegen. Die zusätzliche Herstellung von Rinder-, Schweine-, Kalb- und Geflügelfleisch entspricht etwa 800 vollen Eisenbahnzügen. Dieser Eisenbahnzug würde von der Ostsee bis zur Stadt Leipzig reichen. Insgesamt stellen heute in der Landwirtschaft drei Genossenschaftsbauern und Arbeiter in den volkseigenen Gütern so viel Rohstoffe für die Industrie und Nahrungsmittel für die Bevölkerung her, wie vier Arbeiter und Bauern der Landwirtschaft vor 15 Jahren. Sind wir damit zufrieden?

Muß die Arbeitsproduktivität noch weiter erhöht werden?

Ja, das ist geradezu notwendig. Warum? Weil unsere Wünsche und Bedürfnisse nach Dingen und Leistungen, die unser Leben erleichtern und verschönern, nach einem gesunden und kulturvollen Leben voller Zukunftsgewißheit und in Frieden zunehmen. Steigende Arbeitsproduktivität fordert vom Menschen, sich um-

fassend und allseitig zu entwickeln. Darum fördert sie zugleich die Entwicklung der ganzen Persönlichkeit. Steigerung der Arbeitsproduktivität bleibt eine vom Menschen stets zu lösende Aufgabe. Mit ihrer Lösung wächst der Mensch, bewährt er sich als Persönlichkeit.
Überall gilt es, aus dem Vorhandenen mehr zu machen. Das gilt für die Arbeitszeit der Werktätigen in Stadt und Land genauso, wie für Rohstoffe, Material, Energie und Maschinen. In der gleichen Zeit gilt es, mehr, nützlichere und schönere Erzeugnisse herzustellen. Noch besser ist es, mit weniger Zeit, weniger Material, weniger Geldkosten zu produzieren.
Im Monat April dieses Jahres werden die Genossen der Sozialistischen Einheitspartei auf ihrem XI. Parteitag beschließen, wie stark die Arbeitsproduktivität bis zum Jahre 1990 und bis zum Ende unseres Jahrhunderts steigen muß. Der Schlüssel dafür wird sein, wie schnell es uns und euch dann in eurem Beruf gelingt, den wissenschaftlich-technischen Fortschritt zu meistern, die Qualität der Erzeugnisse zu verbessern, die Selbstkosten zu senken, um damit die Arbeitsproduktivität zu erhöhen – den Schlüssel zum Glück.
Ihr seht, interessante und schöpferische Aufgaben warten auf euch. Euer Leben im Sozialismus wird schön sein, weil ihr schon jetzt fleißig und diszipliniert dafür lernt.

Zeichnungen: Horst Schrade

„Der wirkliche Reichtum der Gesellschaft hängt also nicht ab von der Länge der Mehrarbeit, sondern von ihrer Produktivität!"
Karl Marx

„Der Kommunismus beginnt dort, wo einfache Arbeiter in selbstloser Weise, harte Arbeit bewältigend, sich Sorgen machen um die Erhöhung der Arbeitsproduktivität."
W. I. Lenin

„Blumentopfwächter" und „Nistkastenlichtschranke"

... spielen schon eine bedeutende Rolle im Leben mancher jungen Elektroniker.
Da gibt es eine ganze Menge Pioniere und FDJler, die mit Begeisterung und einigem Fachwissen bei der Sache, sprich: am Computer sind!

Eine „Lichtorgel"

... ist nicht etwa eine Weiterentwicklung der Silbermannschen Orgelinstrumente, sondern ein Gerät, mit dem man zum Rhythmus von Musik lustige Lichteffekte erzielen kann. Bekannt und beliebt auf so ziemlich jeder Disko, die etwas auf sich hält.
Solch eine Lichtorgel stach Jens Schönherr, seines Zeichens Gruppenratsvorsitzender an der POS „Max Seydewitz" in Dresden und 12 Jahre alt, mächtig ins Auge. Und da er sich auch außerhalb seiner Gruppe Rat wußte, studierte Jens einige Schaltpläne und begann mit dem Bau einer solchen Lichtorgel. Zuvor baute er noch aus alten Radio- und Fernsehteilen ein einfaches Mischpult, mit dem man diese Lichtorgel sehr effektvoll zur Freude aller Fans auf der Klassendisko bedienen kann.
Ihr merkt schon, der Jens ist ziemlich ausgeschlafen! Um auf dieser Hobbystrecke weiter zu basteln, ging Jens zur Arbeitsgemeinschaft Mikroelektronik des Pionierhauses Dresden. Dort macht er jetzt Lötkolben, Widerstände, Relais und Schaltkreise unsicher. Aber – alles unter fachkundiger Anleitung von Jürgen Will, Student an der Technischen Universität Dresden.

Tut – tuut

... machte es gerade, als wir Jens in der Arbeitsgemeinschaft antrafen. Gemeinsam mit Anne Reichelt baute er aus einem Polytronic-Baukasten einen Tongenerator, mit dem man per Kopfhörer Sinustöne ablauschen kann. Für junge Elektroniker ganz offensichtlich ein ungeheures Erfolgserlebnis!
Eigentlich ist Jens ja in seiner übrigen Freizeit andere Tut-Signale gewohnt, nämlich die der Dresdner Pioniereisenbahn, wo man ihn häufig als mobilen Pioniereisenbahner beim Fahrkartenverkauf oder beim Streckendienst antreffen kann. Drei Jahre schon sitzt Jens sozusagen in der Pioniereisenbahn als Dauergast!

Zwischen Ballettsaal und Computern

... verbringt Anne ihre Freizeit. Klassisches Ballett ist das eine Hobby und die anderen sind Mathematik und Physik. Anne möchte einmal Großrechnern und Computern auf den „Leib rücken". Dazu hat sie hier in der Arbeitsgemeinschaft alle Möglichkeiten. Aber nach Abitur und Studium soll die Elektronik einmal Annes Beruf werden.
So hat sich Anne das gedacht und wenn sich Anne etwas vornimmt ... dann wird sie das schon in den Griff bekommen!
Doch vorerst fummelt sie mit Jens am Tongenerator bei den jungen Elektronikern mit Lötkolben und Bauteilen. Jeder fängt einmal klein an! Und: früh lötet, was einmal ein richtiger Elektroniker werden will!

Elektronikfüchse

... nämlich die, die schon durchsehen, sind im Schülerrechenzentrum des Pionierpalastes zu finden. Hier treffen sich die Besten, um den Umgang mit Kleinrechnern, Bürocomputern und beim Robotron-Praktikum sogar mit größeren Rechnern zu trainieren. Schließlich möchte so ein Computer, weil er sehr empfindsam ist, auch richtig „angesprochen" werden. Und wer das nicht tut, weil er es nicht kann, der wird auch mit einem „zickenden" Computer nicht viel Freude haben.
Natürlich möchten Anne und Jens auch einmal ins Schülerrechenzentrum, den Computern ein Stück näher sein. Und dann werden sie den Rechner für den Industrieroboter im Haus programmieren und der wird dann künftig alle Tongeneratoren bauen, die „tut, tut" machen!
Spinnerei?! Nun ja, in der Elektronik, bei Computern und Robotern ist ja fast nichts unmöglich. Jens und Anne werden bestimmt einmal im Schülerrechenzentrum arbeiten. „Blumentopfwächter", die elektronisch eine Beregnungsanlage in Gang setzen, wenn der Boden des Blumentopfes zu trocken wird, oder eine Nistkastenlichtschranke, die den Aus- und Eingang der gefiederten Bewohner registriert und zählt, sind schon elektronischer Alltag.
Ebenso die Steuerung einer Ampelanlage oder die Steuerung für Temperatur und Licht an einem Aquarium. Zu bestaunen bei den jungen Elektonikern in Dresden.
Weil eben fast nichts unmöglich ist!

Text: Klaus Trecke
Zeichnungen: Andreas Strotzick

MÖRDER ohne REUE

Am 6. November 1985 begann endlich der Prozeß gegen Thälmanns Mörder Wolfgang Otto. Unter der Maske eines „braven Bürgers" lebte er bis dahin völlig unbehelligt in der Stadt Geldern in der BRD.

Noch im August 1985 war er in seinem Garten zu sehen, der sich hinter dem Haus befindet. Ohne jede Hast machte er sich an einer Baumwurzel zu schaffen. Doch unerwartet geriet der Mann aus der Fassung. Über den Gartenzaun sprach jemand ihn an: „Herr Otto, wir möchten gern mit Ihnen reden!" Eile befiel ihn. Ruckartig, wie eingeübt, schlug er den Mantelkragen vor das Gesicht und verschwand hinter Büschen und Bäumen ins Haus. Als der Fremde gleich darauf mehrmals am Hauseingang klingelte, rückte und rührte sich nichts mehr hinter der Tür. Das Anwesen wirkte wie ausgestorben.

Warum nur scheut dieser Herr Otto Besucher? Was hat er zu verbergen?

Der Fremde, der ihn über den Gartenzaun ansprach, wurde nicht nur von ihm abgewiesen. Auch die meisten Leute der Nachbarschaft gaben sich schweigsam oder waren sehr wortkarg. Nur wenige äußerten sich: Der Herr Otto lebe schon seit über zwanzig Jahren so zurückgezogen. Er kam ja erst 1959 in die 11 000 Einwohner zählende niederrheinische Stadt Geldern, die im BRD-Bundesland Nordrhein-Westfalen liegt. Seitdem freilich geriet das Haus, Harttor 23, schon mehrmals heftig ins Gerede. Es wurde in den letzten zwanzig Jahren immer mehr bekannt, daß Otto, der in der katholischen Sankt-Michael-Schule in Geldern unterrichtete, einen Lebenslauf besitzt, der den Atem stocken läßt. Als SS-Stabsscharführer im Konzentrationslager Buchenwald hat er in der Nacht vom 17. zum 18. August 1944 an der Ermordung Ernst Thälmanns teilgenommen. Wolfgang Otto, damals 33 Jahre alt, hatte zu jenem Zeitpunkt schon einen „beachtensweten" Aufstieg hinter sich. Der verlief so: 1937 wurde er Mitglied der Hitler-Partei, der NSDAP. Als das faschistische Deutschland den zweiten Weltkrieg begann, wurde er Soldat. Wolfgang Otto kam zur 2. Kompanie des SS-Totenkopf-Sturmbanners nach Buchenwald, als Wachmann für das Konzentrationslager. Zuerst war er dort Zahlmeister, dann Kommandanturschreiber. Bis zum Ende des zweiten Weltkrieges hatte er es zum Ober-, schließlich bis zum Stabsscharführer gebracht. Das Kommando, das er führte, erfüllte ganz besondere Aufgaben. An diese „Aufgaben" erinnert sich der Journalist Emil Carlebach aus Frankfurt am Main. Er war zu Ottos Zeit Häftling im KZ Buchenwald.

„Es handelte sich um das Kommando 99. Das war die Telefonnummer innerhalb des Lagers, unter der es von anderen SS-Stellen zu erreichen war. Das Kommando 99 kannten wir alle nur unter dem Namen ‚Genickschußkommando'. Sowjetische Kriegsgefangene kamen erst gar nicht ins Lager, sondern in einen extra hergerichteten Raum. Der sah wie ein Arztzimmer aus. Dort wurden sie an die Wand gestellt, weil angeblich für die Untersuchungsunterlagen ihre Größe gemessen werden sollte. In Wirklichkeit aber stand hinter der Wand an einem Schlitz ein SS-Mann mit der Pistole oder dem Karabiner und mordete den ahnungslosen Kriegsgefangenen durch einen Genickschuß. Zu dem Kommando gehörten acht, zehn oder gar zwölf Leute. Der Chef dieser Genickschußgruppe war Stabsscharführer Otto. Achttausend sowjetische Kriegsgefangene wurden so umgebracht. Zur Belohnung für einen Einsatz bekam jeder von Ottos Leuten Tabak, Schnaps und Sonderurlaub. Wer in diesem Kommando war, gehörte schon nach Meinung seiner Vorgesetzten zu den kaltblütigsten Mördern. Denn nicht jeder SS-Mann in Buchenwald war in dieser Gruppe. Und nur ein ‚einziger' war der Chef, nämlich Wolfgang Otto."

Gleich nach der Niederlage des Hitlerreiches begann Wolfgang Otto seine Geschichte auf eigene Art zu bewältigen. Und zwar so: 1947 gehörte er zu den 31 Angeklagten im Buchenwald-Prozeß, der vor dem Obersten Amerikanischen Militärgericht in Dachau stattfand. Das Urteil gegen ihn lautete: 20 Jahre Haft wegen Teilnahme an Massengreueltaten und mindestens 50 Hinrichtungen. Doch schon nach sechs Jahren „guter Führung", im Kriegsverbrechergefängnis Landsberg, galt seine Strafe als abgebüßt. Wolfgang Otto war ein freier Mann. Auf die Aussagen des ehemaligen Häftlings Marian Zgoda aus Polen in jenem Buchenwald-Prozeß war keiner weiter eingegangen. Marian Zgoda gab damals zu Protokoll:

„Am 17. August wurde dem Krematorium in Buchenwald telefonisch mitgeteilt, die Öfen müßten für die Nacht angeheizt werden. Alle dort beschäftigten Häftlinge wurden weggeschickt. Es sollte also kein Häftling im Krematorium sein."

Emil Carlebach, der den Zeugen interviewte, schrieb in der „Frankfurter Rundschau" am 22. April 1947 in seinem Artikel: „Zgoda hat sich dennoch hinter einem Schlackehaufen verborgen und beobachtet, wie dann in der Nacht um 0.10 Uhr ein untersetzter, glatzköpfiger Mann von mehreren SS-Leuten, darunter dem Stabsscharführer Otto und dem Rapportführer Hofschulte, ins Krematorium geführt und durch Genickschuß getötet wurde. Zgoda konnte vier Schüsse hören, und nach etwa 25 Minuten verließen die SS-Führer das Krematorium. Dabei sagte Hofschulte zu Otto: ‚Weißt du, wer das war, Otto?' Otto antwortete: ‚Das war der Kommunistenführer Thälmann!'"

Das alles kam erst wieder am 11. April 1962 zur Sprache, als Rosa Thälmann gegen den Mörder ihres Mannes Anzeige erstattete. Nach der Mordtat befragt, weil ja nun ermittelt werden mußte, gelang es Wolfgang Otto tatsächlich, der Staatsanwaltschaft in der niederrheinischen Stadt Kleve weiszumachen, daß ihm „ein Häftling namens Thälmann niemals bekannt" war.

Damit schien für ihn zunächst alles abgetan. Denn schließlich galt er seit 1952, dort wo er arbeitete als „guter Lehrer" und dort, wo er wohnte, als „angenehmer Nachbar".

Warum wohl ging Wolfgang Otto in eine Stadt wie Geldern?

Die niederrheinische Stadt nahe der holländischen Grenze ist nicht zu groß und nicht zu klein. Mit dem Machtantritt Hitlers 1933 übernahmen auch in der Stadt Geldern Faschisten die Führung. Ihre erste Amtshandlung war eine fanatische Juden- und Kommunistenverfolgung, rigoroser als in anderen Städten am Rhein. Danach boten sie Hitler und dem Reichspräsidenten die Ehrenbürgerschaft in Geldern an. Sie ist bis zum heutigen Tag nicht offiziell gestrichen. Für die Bürgermeister, den jetzigen und seinen Vorgänger, ist das kein Problem. „Sie habe sich mit dem Tode der beiden ganz von selber erledigt."

Wie denkt Wolfgang Otto selbst über alles?

Für ihn war das Leben am Niederrhein lange Zeit einen ruhigen, sicheren Gang gegangen. Erst im Jahre 1962 wurde ihm der Boden unter den Füßen wirklich zu heiß. Die Anzeige Rosa Thälmanns hatte zuviel Staub aufgewirbelt. Er wurde aus dem Schuldienst entfernt und einfach in Pension geschickt. Unter Anrechnung der „Dienstjahre im Konzentrationslager Buchenwald" bekommt er bis heute 1 700,– DM monatlich Pension. Und die Gelderner Polizei hält ihm heute wie damals alle fremden Frager vom Hals. Dennoch gelang es einem einzigen Journalisten in all den Jahren, bis in sein Wohnzimmer zu gelangen. Egon Traxler von der DKP-Zeitung „Unsere Zeit" sprach im August 1979 mit ihm. Als er Herrn Otto danach befragte, welche Rolle er an jenem 18. August 1944 im Keller des Krematoriums in Buchenwald gespielt hat, kam von ihm die knurrende Gegenfrage, ob er sich denn noch daran erinnere, was er am letzten Dienstag zu Abend gegessen habe! Der Mann spürt keine Reue!

Text: Karin Krüger Foto: Fernsehen der DDR

VERTRAUEND AUF DEN SIEG

Thälmann in der Kunst

Eine der frühesten künstlerischen Darstellungen Ernst Thälmanns ist das Abzeichen der Roten Jungfront. Es ist aus Metallblech. Klein im Format, zeigt es den Vorsitzenden der KPD mit seiner Mütze im Profil. Am unteren Rand steht: „Für Thälmann".
Entstanden ist das Abzeichen wahrscheinlich 1930/31. Damals war die „Rote Jungfront", die Jugendabteilung des Rotfrontkämpferbundes (RFB), verboten. Die Mitglieder trugen das Abzeichen als Erkennungszeichen an der Mütze. Sie bekannten sich damit mutig zu ihrem Vorbild Ernst Thälmann, der die Front der Antifaschisten gegen die wachsende faschistische Gefahr führte.
Wenige Tage nach dem von den Nazis gelegten Reichstagsbrand wurde Ernst Thälmann am 3. März 1933 von der Gestapo verhaftet. Ein Spitzel hatte ihn verraten.
Sofort nach Thälmanns Verhaftung begann überall in der Welt eine breite Solidaritätsaktion zu seiner Freilassung. Eine Reihe von Kunstwerken unterstützte diese internationale Aktion. Sándor Ék (1902–1975), ein ungarischer Maler und Grafiker, der jahrelang unter dem Namen Alex Keil in Deutschland gelebt hatte, schuf in der Sowjetunion zwei Arbeiten, die Ernst Thälmann darstellen. 1935 entstand die Kohle/Rötel-Zeichnung „Thälmanns Verhaftung". Ék symbolisierte den Vorsitzenden der KPD so: Kraftvoll, mit geballter linker Faust, die an die Kette gefesselt ist, wird Thälmann von einem SA-Schergen, dessen verkniffenes Gesicht die Fratze des Faschismus darstellt, abgeführt. Es ist kein mutloser Kämpfer, der da läuft. Das ist der Arbeiter, der Angehörige der Klasse, die mundtot gemacht werden soll und die sich wehren kann. Und der SA-Mann neben ihm, das ist der Terror, der Mord.
1935 schuf Sándor Ék noch ein Gemälde Ernst Thälmanns. Es ist ein eindringliches und warmes Porträt, sicher eines der hervorragendsten Werke proletarisch-revolutionärer Kunst. Ék malte es zur gleichen Zeit, in der auch Ölbilder von Clara Zetkin und Wilhelm Pieck durch ihn entstanden.
Bereits ein Jahr zuvor war in der antifaschistischen Zeitung „Der Gegen-Angriff", die im Prager Exil erschien, zum 48. Geburtstag Ernst Thälmanns eine Grafik abgedruckt. Der Schöpfer ist nicht bekannt. Unter der Grafik – sie zeigt Thälmann vor Fabrikschornsteinen, deren schwarzer Qualm die Städtenamen Paris, London, Prag, Berlin, Moskau, Wien und Oslo birgt – steht: „Freiheit für Ernst Thälmann". Die Antifaschisten aller Länder wurden aufgerufen, seine Freilassung mit Telegrammen, Protestschreiben und Briefen an ihn zu fordern. Henri Barbusse, der weltbekannte französische Kommunist und Schriftsteller, widmete ihm einen Aufsatz. In ihm schrieb er: „... Einmal sah ich ihn in einer Riesenversammlung von Arbeitern und Soldaten. Der ... Saal war überfüllt; fünf- bis sechstausend begeisterte Arbeiter. Auf der Tribüne sah ich Thälmann. Ich sah und hörte ihn, kräftig gebaut, gesund und stark, mit mächtiger Stimme, dem schönen, einfachen und ausdrucksvollen Gesicht des klassenbewußten Arbeiters, sicher in seiner revolutionären Theorie, unerschütterlich vertrauend auf den Sieg ..."
Ebenfalls 1934 schuf John Heartfield (1891–1968), der deutsche Meister der Fotomontage, im Prager Exil eine Arbeit zur Freilassung Ernst Thälmanns. Zu sehen ist die rote Fahne der Arbeiterklasse mit Hammer und Sichel. Daneben auf der Fahne Thälmanns Kopf. Und davor Arme mit geballten Fäusten. Es war eine Fotomontage, die zur Solidarität mit Thälmann aufrief. Unter dem Bild Worte des französischen Dichters Romain Rolland: „Thälmann muß gewonnen werden wie eine Schlacht!"
1935 erschien im „Gegen-Angriff" zum 49. Geburtstag Thälmanns eine Grafik. Sie entstammte der Tuschfeder Johannes Wüstens (1896–1943, Zuchthaus Brandenburg-Görden), der sie mit dem Namen „Nikl." signierte. Thälmann in der Zelle. Geballt seine kräftige rechte Faust. Kraftvoll, mutvoll der Blick. Das ist ein ungebrochener, siegesgewisser Antifaschist, der dem Terror trotzt. Hinter Thälmann, sparsam angedeutet, die Steinmauer des Gefängnisses und das stahlvergitterte Zellenfenster. Kein Licht dringt von draußen in den Raum – es ist faschistische Nacht.
Neben der eindrucksvollen Grafik ein Gedicht von Erich Weinert, in dem es unter anderem heißt:

„... Sie hätten ihn längst umgebracht
Und heimlich ihn begraben.
Doch sehen sie, daß man ihn bewacht,
Daß Genossen Tag und Nacht
Die Augen offen haben. ..."

Ja, über Ernst Thälmann wurde gewacht. Die Faschisten wagten es nicht, ihm den Prozeß zu machen. Zu deutlich hatten sie 1934 erleben müssen, was ein in Wissen und Theorie gefestigter Kommunist vor den Schranken eines Nazi-Gerichtes erreichen kann: Georgi Dimitroff und seine bulgarischen Genossen mußten nach weltweitem Druck freigelassen werden. Die Reichstagsbrand-Provokation war zu einem Fiasko für Hitler und seine Kumpane geworden. Der Test für den geplanten Prozeß gegen Thälmann war den Faschisten mißlungen!
Ernst Thälmann wurde in der Nacht vom 17. zum 18. August 1944 im Konzentrationslager Buchenwald heimtückisch ermordet. Kurze Zeit nach der Befreiung, im Oktober 1945, wurde im damaligen Land Mecklenburg-Vorpommern eine Briefmarke herausgegeben. Das war nur 18 Monate nach der Ermordung Thälmanns. Dieser ersten Briefmarkenausgabe mit seinem Porträt folgten später viele Marken in der DDR und den sozialistischen Ländern.

Text: Ullrich Koch
Repros: JW

Emmy war los!

Im Berliner Stadtbezirk Marzahn, einem großen Neubaugebiet unserer Republik, hat Emmy schon seit langer Zeit ein Zuhause gefunden. Die Idee dazu hatte der stellvertretende Bürgermeister, Herr Kerschke. Er und seine Mitarbeiter der Abteilung örtliche Versorgungswirtschaft beschlossen, regelmäßig einen Emmy-Tag durchzuführen. Schnell wurde man sich mit den Partnern der Abteilung Volksbildung, der FDJ-Kreisleitung und dem VEB SERO einig und organisierte im Wahlkreis II den ersten Emmy-Tag. Das liegt nun schon länger als ein Jahr zurück. Doch der Erfolg machte allen Beteiligten Mut, den Emmy-Tag zu einer Tadition in Berlin-Marzahn werden zu lassen.
Beim vierten Emmy-Tag im Oktober des vergangenen Jahres ließ es sich unsere kleine Elefantendame nun nicht nehmen, höchstpersönlich mit dabei zu sein. Zentraler Sammelpunkt war der Schulhof der 43. Oberschule. Vier SERO-Annahmestellen hatten dort eine gemeinsame „fliegende" Annahmestelle eingerichtet. In der Zeit von 15.00 bis 17.00 Uhr herrschte Hochbetrieb. Die Pioniere brachten ihr Sammelgut in Beuteln und Taschen, in Puppenwagen und Handwagen, auf Sammelkarren, in Netzen, allein oder gemeinsam. 14 000 Mengeneinheiten, davon rund zwei Tonnen Papier, waren es nach zwei Stunden! Ein schöner Erfolg. Doch mit der Abgabe der Sekundärrohstoffe war der Emmy-Tag längst nicht vorbei. Da warteten Knobel- und Bastelstraßen auf Besucher, da war ein SERO-Quiz zu lösen und eine Disko spielte zum Tanz auf. In diesem Fall war es die „Frösi"-Pionierdisko, die Emmy aus der Redaktion mitgebracht hatte.

Herr Wehlisch, Frau Döbbelin und die anderen Kollegen der SERO-Annahmestellen hatten im wahrsten Sinne des Wortes alle Hände voll zu tun. Der „Emmy-Wanderpokal", ein roter Schaumgummi-Elefant, ging an die 40. Oberschule des Stadtbezirkes. Emmy nutzt die Gelegenheit, um mit Herrn Kerschke noch ein Elefanten-Kurzinterview zu führen.
Wie wird der Emmy-Tag vorbereitet?
„Die Pioniere gestalten Plakate, die in den Häusern ausgehangen werden. Am Emmy-Tag ziehen sie dann von Tür zu Tür und sammeln die Sekundärrohstoffe. Einige Pioniergruppen arbeiten auch etwas vor, sammeln also unmittelbar vor dem Emmy-Tag."
Was hat sich der Rat des Stadtbezirkes Berlin-Marzahn einfallen lassen, um den Sammelfleiß an diesem Tag besonders anzuregen?
„Neben dem schon erwähnten Wanderpokal für die beste Schule, vergeben wir eine SERO-Sammelprämie. Regelmäßig führen wir zentrale Auszeichnungsveranstaltungen für die besten SERO-Sammler durch. Ein Dankeschön an dieser Stelle auch an die Pionierleiter, die uns ganz prima unterstützen!"
Ein Dankeschön und ein Extra-Emmy-Tusch den großen und kleinen Marzahner SERO-Sammel-Experten!

Fotos: Werner Popp, Einzeichnungen: Horst Alisch
Text: Frank Frenzel

Mit Pappnase und Fotoapparat waren für euch die Mitglieder des Fotozirkels im Pionierpalast „Ernst Thälmann" unterwegs. Jürgen Schumacher rahmte die Fotos per Pinsel für euch ein.

In einer Leipziger Geschäftsstraße, die den lustigen Namen „Kuhturmstraße" trägt, gibt es ein Schaufenster mit ungewöhnlicher Dekoration. Dort sitzen zwei hübsch angezogene Puppenfamilien am gedeckten Tisch, schauen mit großen Augen hinter der Gardine vor. Über ihnen ein Schild

+ PUPPENKLINIK +

Wenn der Arm ausgekugelt ist, das Auge im Kopf herumkullert oder der Teddy zu heiß gebadet wurde – Heide und Gabor Zsitva können helfen. Oft sind es nicht nur die kleinen Vatis und Puppenmuttis, die Sorgen haben. Auch die Großen kommen, mit Puppen aus ihrer Kindheit, die an vergangene Zeiten erinnern.
In der Sprechstunde am Mittwoch und Freitag nimmt Heide die kleinen Patienten entgegen, stellt die „Krankheit" fest und tröstet die traurigen Puppeneltern mit lieben Worten und einem Bonbon. Wer einmal kurz warten muß, kann sich auf ein braunes Schaukelpferd setzen, eine große Babypuppe windeln oder mit dem freundlichen schwarzhaarigen Gabor plaudern. Der hat beruhigenderweise keinen weißen, sondern einen blauen Kittel an, worauf „Puppendoktor" steht.
Wird die gesunde Puppe wieder abgeholt – dann ist das der schönste Augenblick in der Klinik. Erwartungsvoll kommen die Puppenmuttis mit frischen Sachen und oft auch mit Blumen für Heide. Natürlich kommen auch die „Vatis", die manchmal ganz schnell die Puppe in den Einkaufsbeutel verstecken, bevor sie auf die Straße gehen ... Wird der Liebling im „Schwesternzimmer" vorsichtig angezogen, reisefertig gemacht, strahlen Heide und Gabor mindestens genauso wie ihre Puppeneltern. Denn oft sind die „Krankheiten" nicht so leicht zu heilen gewesen. Manchmal hat der Puppendoktor es mit den Folgen der Neugier zu tun. So mancher Entdecker ist erst durch den Schaden klug geworden, weiß wie etwas kaputt ging, was er liebt und paßt nun besser auf. Oftmals ist dann ein Gesicht neu zu malen oder ein Loch im Kopf wieder unsichtbar zu machen. Dazu braucht man künstlerisches Talent und viel Geschick. Das brachten beide von ihrem früheren Beruf mit, denn fast zwanzig Jahre tanzten sie am Leipziger Opernhaus. Vor fünf Jahren lösten sie den alten Puppendoktor ab, denn als Tänzer muß man, selbst noch jung, dem Nachwuchs rechtzeitig Platz machen.
Mit Holz, Gips, Leim, kleinen Zangen und anderen Hilfsmitteln reparieren sie Puppen unterschiedlichsten Alters, unterschiedlicher Größe. Und jede hat ihren eigenen Kopf. Manche sind nicht nur sehr alt und kompliziert zusammengebaut, sondern wollen auch wieder zeitgemäß angezogen und frisiert werden. Da kennt sich Heide am besten aus und trägt auch alle Raritäten in ein Buch ein. Die bisher größte Puppe, mit einer stattlichen Höhe von 1,80 m, behandelte Gabor. Das war eine Tanzpuppe, die wieder einen festeren Körper und ein hübscheres Gesicht benötigte. Die kleinste Puppe der Klinik ist der Talismann von Heide. Diese winzige, weiße Porzellanfigur trägt sie nach altem Brauch im Portemonnaie.

Birgit Weidt

Foto: Birgit Weidt
Zeichnung: Jana Ruika

FLUCHT und TOD DES SCHWARZEN HENGSTES

WALTER BASAN

1. Teil

Zeichnungen: Gerhard GOSSMANN

Über die Landstraße, die von Kursachsen aus an der Elbe entlang bis hinauf ins Magdeburgische führt, schwankte im viel zu zeitigen Winter des Jahres 1647 eine Kutsche. Bespannt mit vier Pferden, besetzt mit fünf Männern. Verfolgt von berittenen schwedischen Soldaten. Doch dann und wann verloren sie das Gefährt im Schneetreiben aus den Augen. Das war freilich auch das Verdienst des Kutschers, ein Bursche von kaum zwanzig Jahren, der das Gespann jederzeit in der Gewalt hatte und seinen Verfolgern manches Schnippchen schlug.

Erst als er auf die Elbfähre zuhielt, unterliefen ihm Unsicherheiten. Er zog die Leine zu straff und nahm Wegbiegungen zu scharf. Der Wagen ächzte. Die Pferde gerieten manchmal ins Stolpern. Schuld war die Müdigkeit, die Tieren und Reisenden gleichermaßen in den Knochen lag. Obendrein machte dem Burschen die Verantwortung, die er für die unversehrte Heimkehr aller trug, mehr zu schaffen, als er sich eingestand.

Und als irgendwo hinter ihnen zwischen Waldschneisen Schüsse fielen, kam dem Kutscher erneut in den Sinn, was ihm einer der Reisenden geraten hatte: Komm mit mir nach Italien. Schön dumm von dir, in dem elenden Magdeburg zu bleiben. In Wittenberg trennen sich unsere Wege. Und dann auf in den sonnigen Süden, wo einem die Trauben und das Glück in den Schoß fallen.

Aus Italien bin ich gekommen, dachte Henning, der Kutscher. Zusammen mit den Schaustellersleuten Bombastus, denen man dort den Esel gestohlen hatte. Damals war ich ein Dreikäsehoch und hatte mich zwischen Küchengeschirr und allerlei Gelumpe versteckt. Den Geruch werde ich ein Leben lang nicht vergessen. Seit jenem lauen Abend im April, der damals in Verona so gemütlich begonnen hatte und so böse endete, waren die Fässer der Wirtsleute vierzehnmal aufs neue mit rotem Wein gefüllt worden. Sie wurden von durstigen Kehlen ebenso oft leer getrunken. Sei es von Einheimischen, sei es von Durchreisenden. Jedes Jahr aufs neue. Vierzehnmal zogen Vogelschwärme von Afrika über die Alpen hinweg heimwärts. Und in Deutschland war immer noch Krieg. Landauf, landab – bereits seit beinah dreißig Jahren.

Das Brandschatzen und Plündern nimmt kein Ende, dachte des Bürgermeister Guerickes Kutscher und hieb auf die Pferde ein. Verdammtes Schwedenpack! Wieder Schüsse. Er blickte sich um. Krähen spektakelten auf einem Tierkadaver. Der Wind stieß zu. Eiskristalle peinigten seine Haut. Henning zog die Schaffellmütze in die Stirn. Ist denn keine Stadt, kein Dorf vor euch sicher? Keine Straße entlegen genug? Wallensteins Truppen holten sich in Thüringen und Sachsen, was sie brauchten. Die Franzosen jagten den deutschen Fürsten auf ihre Weise Land und Besitztümer ab. Und daheim in den Straßen rund um den Magdeburger Dom spielten sich die kursächsischen Besatzer zum Gotterbarmen auf, so daß Spießrutenlaufen für viele Bürger an der Tagesordnung war. Voller Schikanen und Gemeinheiten.

Henning fror. Weit konnte die Elbe nicht mehr sein. Er spornte den Rappenhengst mit Zurufen an. Der bestimmte das Tempo. Als der Viererzug eine Schneewehe zu steil ansteuerte, ging der Hengst in die Knie. Beim Fallen riß er den Braunen mit. Die Kutsche schlenkerte auf dem glatten Boden seitlich weg, so daß sich die Deichsel verkantete. Und so, als könnte er ein Umschlagen des rutschenden Wagens allein durch seine Kraft verhindern, schwang sich Henning noch im Fahren vom Bock. Er stemmte seinen Rücken gegen eine der aufspringenden Türen.

„Zum Henker, Junge!" rief der Bürgermeister beim Aussteigen in das Schneegestöber hinein. „Ist das jetzt die neumodische Art, Kutschen auch als Schlitten zu gebrauchen?"

Henning stand verdattert da. Stammelte Erklärungen. Suchte seine Mütze. Wollte aber auch den Pferden aufhelfen. Hätte zehn Hände und zehn Füße haben mögen.

„Hauptsache, das Gesindel entdeckt uns nicht", warnte der Bürgermeister Otto von Guericke. Er wollte für die Pferde eine Decke von den Sitzen ziehen. Noch hockten die Männer darauf – Ratsherr Jacob Alemann links und rechts der holländische Maler Cornelius van Holst neben einem Geistlichen. Zwei Zufallsbekanntschaften aus einem Torgauer Rasthof, die heilfroh waren, bis Wittenberg mitfahren zu dürfen.

„Ein Gottesgericht ist das", murmelte der fromme Mann an den Ratsherrn gewandt. „Schuld hat Euer Schwiegersohn, wenn das Unheil uns trifft."

„Vooruit, maanen, allemal meehelpen ... Laßt uns helfen, meine ich", sagte der Holländer, ein junger, hochgewachsener Mensch, und sprang aus der Tür. Jacob Alemann polterte hustend hinterher.

„Tibi omne est exedendum! Wir werden umkommen und in Schande verdorren!"

„Sofern wir untätig bleiben – kann sein", erwiderte Guericke.

„Wegen Eurer despektierlichen Auffassungen über die Natur und was einer anstellen muß, um sie zu überlisten!"

„Was bei diesem Wetter sicher mit zwei Schlittenkufen besser möglich wäre als mit vier Rädern. Im November, wer denkt denn das!" rief Guericke in die Kutsche hinein.

„Im übrigen – zetert nicht, Hochwürden, greift lieber zu! Wenn Ihr mir diese Offenheit gestatten mögt."

Aber der Geistliche blieb wo er war. Als Cornelius nach einem Spaten in der Kiste unter den Sitzen suchte, hörte er den Mitreisenden quengeln: „Ich bleibe dabei: Mit seinen despektierlichen Ansichten über das Himmelreich und das Vakuum, das ihn nicht ruhen läßt, zitiert er Böses herbei."

„Böses? Deze meneer Guericke?"

wunderte sich der Holländer. „Ich denke, er hat in Dresden ... veel gespresteerd ... wie sagt man, viel geleistet. Diplomatik. Gutes für seine Stadt."
Das sei auch seine Überzeugung gewesen, erwiderte der andere. Deshalb sei er arglos mitgefahren. Aber vorhin, als der Herr van Holst noch geschlafen habe, sei ihm erst das zweite Gesicht des Magdeburgers bewußt geworden.
„Keiner ist, wie er sich gibt", lächelte der Maler.
„Aber der da ist eine Art Schwarzkünstler!"
„Kunstenaar als ik ... Künstler?"
„Einer, der sich über den Weltenbau ketzerische Vorstellungen macht, obwohl er wissen müßte, daß Gott die Form ist. Leere ist das Gegenteil des Göttlichen. Von Gott verabscheut. Versteht Ihr das?"
„Neen."
„Dieser Guericke ist ein Besessener, will mir scheinen, wie Galilei einer war und Kopernikus. Allein, was der Mensch für Augen hat ..."
„Haltet de zitplank ... die Klappe, Hochwürden!" verlangte der Maler.
„Was erdreistet Er sich?"
„Das Brett ... das Sitzbrett hier festhalten ... der Spaten ist da irgendwo."
„Wenn er die Luft auszutreiben sich erkühnen will .."
„Ist das sein plezier ... Vergnügen", meinte der andere, ohne beim Kranen aufzublicken.
„Nein, Frevel", widersprach der Geistliche. „Und obendrein lebensgefährlich, denn der Allmächtige erwartet, daß seine Geschöpfe die Dinge so hinnehmen, wie sie nun einmal sind. Guericke aber ..."
„Bei uns in Holland kraait geen haan ... wie sagt man – kräht kein Hahn danach, was einer für Gedanken hier oben in seinem Kopf, in seinem hoofden ganz persönlichen Kopf ..."
„Wo bleibt der Kerl mit dem Spaten?" schimpfte Henning draußen. Er hatte bereits gemeinsam mit dem Bürgermeister im Knien Schnee unter dem Leib des gestürzten Hengstes weggeschoben. Nun aber brauchte er Werkzeug. – Cornelius hätte es längst gebracht, wenn ihm nicht stattdessen eine Kugel von knapp Kohlkopfgröße in die Hände geraten wäre.
Hochwürden war außer sich und trat zwei Schritte zurück.
„Die Teufelskugel für seine lästerlichen Experimente! Er hat unterwegs davon erzählt."
Cornelius erwiderte, er gäbe etwas darum, die Experimente zu erleben. Dem Bürgermeister gefiel die Wißbegier. Sie stand in so wohltuendem Gegensatz zu dem Mißtrauen, dem er oft begegnete. Er war unauffällig näher getreten und vergaß nun ebenfalls Unglück, Spaten und Schnee.
„Abgemacht, Cornelius! Sofern Ihr gewillt seid, Euch zu revanchieren."
„Mit meiner Malerei etwa?" Er lachte. „Vielleicht soll ich daheim een gevel schilderen ... einen Giebel pinseln? Dazu reicht es allenfalls."
Neuigkeiten aus Amsterdam und aus Leyden seien ihm noch lieber, meinte Guericke. Ob es stimme, daß die Calvinisten den Fortschrittlern die Hölle heiß machten, so daß die Reichen noch reicher würden auf Kosten der Armen.
Der alte Alemann wechselte mit dem Kutscher einen raschen Blick. Sie standen wie auf Kohlen, denn sie brauchten Hilfe. Die Pferde mußten endlich auf die Beine kommen. Irgendwo jenseits der Fichtenschonung lauerten vielleicht schon die Schweden. – „Otto, Himmelkruzitürken!" schimpfte Alemann. „Zum Plaudern ist später Zeit!"
„Hat man Euch über mein Land ongeveer verteld?" wollte der Holländer wissen. „Ein Kaufmann etwa, der auf der Durchreise war?"
„Studiert hab ich dort", verriet Guericke. „Ich war damals ungefähr so alt wie Ihr."
Sie staunten einander an. Freuten sich über den Zufall. Zwei Fremde, die im Handumdrehen vertraut miteinander wurden, weil es Gemeinsamkeiten gab. Es schneite nur noch wenig.
„Die Welt ist ein Dorf."
„Ich habe an der Groenhazengracht gewohnt", sagte der Bürgermeister, der den Pferden noch immer den Rücken zuwandte. Manchmal habe er jetzt noch das Glockenspiel von der Klosterkapelle der Weißen Nonnen im Ohr. „Und zum Abendschoppen mit einem gewissen Rembrandt in den Weinkeller in der Oude Singel. Einen Hotschpott gab's dort – delikat!"
„Mit Rembrandt Harmensz van Rijn?" Der Maler traute seinen Ohren nicht. „Ein Kollegiant von echtem Schrot und Korn ... und steht jetzt ganz auf unser zijde ... gegen vitbuiting ... Ausbeutung und Kinderarbeit .. der Rembrandt."
„Otto!" mahnte Guerickes Schwiegervater erneut. „Menschenskind, vorm Dunkelwerden müssen wir an der Elbfähre sein!"
„Aus – vorbei!" seufzte Henning und warf den Spaten beiseite. „Wir müssen den Hengst erschießen."
Der Bürgermeister erschrak. „Meinen Hengst? Niemals!"
„Beinbruch! Also Gnadenschuß. Was sonst?"
Die Männer traten näher. „Mors ultima ratio – der Tod, der Allbezwinger, ist stärker als Menschenwille", murmelte Hochwürden. „Tut Buße, meine Brüder in Jesu. Wir alle sind Kreaturen aus Gottes Hand." Der alte Alemann kam der Aufforderung zur Andacht nach. Die anderen rührten ihre Hände.
Gewiß, die Kutsche mußte bei ihrer Weiterfahrt mit einem Pferd weniger auskommen. In Richtung Elbufer aber vom Bürgermeister energisch dirigiert, so daß sie hoffen konnten, trotzdem zur vereinbarten Zeit an der Mühlburger Fähre zu sein.
Guerickes Betroffenheit über den Verlust des Tieres war groß.
Er hatte daheim vor den Toren der Stadt zweimal beim Tonnenstechen Siege mit dem schwarzen Hengst errungen. Nun kam er mit einem Erfolg aus Dresden heim. Aber der Rappe, der ihm stets soviel Glück gebracht hatte, war auf der Strecke geblieben.
Ein unseliges Verhängnis. Das Leben gibt, das Leben nimmt ... ein unergründliches, rätselvolles Wechselspiel. Nur ein Roß, das Roß der Zeit, ist unverwundbar. Ruhelos obendrein, dachte der Bürgermeister. Stürmt mit uns durch dick und dünn, hügelauf, hügelab. Unsichtbares Phantasiegebilde. Schert sich nicht um Verluste und nicht um unsere Schwächen. Und erst recht nicht um unsere Trauer. Verlangt immer aufs neue Härte. Und neue Taten. Freilich auch Rückbesinnung.
Im kommenden Frühling wollten sie sich beide, seine Frau Margarethe und er, einen lang gehegten Wunsch erfüllen und Leyden besuchen. Das reizvolle Städtchen unweit der Nordsee, dessen Universität er so viel verdankte. Und prompt bescherte ihm das Schicksal einen Merkzettel auf Beinen dieses holländischen Malers. Seltsame Fügung, geeignet, die Vorfreude zu pflegen. Vielleicht nachher schon bei Gesprächen in der Fährmannskate. Der Bürgermeister trieb die Pferde an.

Fortsetzung folgt

Der Auftrag

Der Weg zu Thälmann

8. Folge

Text:
Prof. Dr. Jürgen Polzin
Zeichnungen:
Günter Hain

1. „Die Polizei wird alles versuchen, unseren Präsidentschaftskandidaten, Ernst Thälmann, hier in Halle nicht sprechen zu lassen. Deshalb müssen wir wissen, wo die Schupo ihre Positionen hat." „Geht klar, Gustav!"

2. „Das sind Schupos vom 8. Polizeirevier, Karl. Ihr Leiter ist Oberleutnant Pietzker, ein Kommunistenhasser!" „Otto, sehen wir uns noch ein wenig im Gebäude um."

3. „Halt, bleiben Sie stehen! Was suchen Sie hier?" „Wir wollten zur Toilette gehen." „Spionieren wollt ihr, rotes Gesindel. Aber das nützt euch nichts mehr. Heute rechnen wir mit euch ab. Endlich werden wir euch mundtot machen!"

4. „Überall Schupos, Gustav." „Das hab' ich mir gedacht. Es liegt etwas in der Luft, Genossen. Ihr sichert hier unten den Eingang!" „In Ordnung, Gustav!"

5. „Karl, schnell, im großen Saal wird geschossen! Da spricht doch Thälmann!" „Bestimmt will die Polizei provozieren, es soll zu einer Auseinandersetzung kommen. Wir müssen zu Teddy!"

6. „Die Polizei schießt wild um sich!" „Sie sind wahnsinnig, sind doch alles friedliche Menschen!" „Ruhe bewahren, Genossen, keine Panik!"

7. „Was ist mit dir, Karl?" „Mein Bein!" „Bleib ruhig liegen, gleich kommt Hilfe." „Was ist mit Thälmann?" „Er lebt und ist dem Oberleutnant Pietzker mutig entgegengetreten."

8. „Wie geht es dir, Karl?" „Was sollen wir lange herumreden. Das Bein bleibt steif, hat der Arzt gesagt." „Es wird schon wieder werden. Laß' den Kopf nicht hängen!" „Laß' das, Otto, ich weiß, daß ich ein Krüppel bleibe."

9. „Karl, Freund, es ist wirklich bitter. Aber vergiß nicht, du wirst gebraucht. Den Mut sinken lassen, das paßt nicht zu dir. Ich habe eine gute Nachricht. Ernst Thälmann kommt zum Antikriegstag nach Halle!" „Ich möchte ihn sehen!"

10. „Aber wie soll ich vor Thälmann treten? Was bin ich noch wert als Klassenkämpfer?" „Karl, höre gut zu. Ernst Thälmann will mit allen verletzten Genossen sprechen. Ich hole dich ab und du wirst ihn sehen."

ROTER ANTIKRIEGSTAG 26. Juli 1925

11. „Genossen, ich danke euch im Namen der Partei und der Arbeiterklasse. Trotz dieser Niederlage: Der Sieg wird unser sein! Ihr habt euch am Blutfreitag als wahre Kämpfer erwiesen!" „Was kann ich der Partei als Hinkefuß noch nützen?"

12. „Ein Klassenkämpfer gibt nie auf, Genosse Karl. Immer und überall werden unsere Genossen gebraucht. Wir brauchen auch dich. Und ich weiß auch, wie du in der Partei weiter wirken kannst."

13. „Sieh auf die jungen Genossen, Karl. Von ihnen hängt die Zukunft unserer Partei und der Revolution ab. Und darum, Genosse, lautet dein Klassenauftrag jetzt: Arbeit mit der Jugend! In ihre Köpfe muß Klarheit getragen werden über das Ziel des Kampfes der Arbeiterklasse!"

14. „Diesen Parteiauftrag werde ich erfüllen, Genosse Thälmann!" „Gut, Karl. Erzähle den Jungen vom Lande Lenins. Lehre sie, gegen die Ausbeuter zu kämpfen!"

Fortsetzung folgt

KÄPT'N LÜTT

VON HORST ALISCH

KLINGT GANZ GUT, ABER ES FEHLT EINFACH NOCH EIN ZWEITES INSTRUMENT.

SCHADE, DASS DU MICH NICHT BEGLEITEN KANNST.

WENN DIR SO VIEL DARAN LIEGT, – ICH KANN ES JA MAL VERSUCHEN.

KOMMANDO-BRÜCKE

WARUM SOLL MAN EINEM FREUND NICHT MAL 'NE FREUDE MACHEN ......

TUUT

FRÖSI-SPASS

Hat er nach diesem Schreck endgültig genug von selbstgemachter Seemannsmusik? Was meint ihr? Gebt auf Kokos Frage eine lustige Antwort, schreibt sie auf eine Postkarte und sendet sie bis 10. März 1986 an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: „Frösi"-Spaß. Die ulkigsten Antworten werden veröffentlicht und mit Preisen belohnt.

Ich verklebe das Tuut !

WAS MACHST DU DENN MIT DEINER ZIEHHARMONIKA KÄPT'N???

Doch was ziehe ich nur an?

Zum Fasching möcht' ich mich verkleiden,
daß mich alle dann beneiden.
Keiner soll mich je erkennen
und mich bei meinem Namen nennen.
Doch, was ziehe ich nur an?
Gehe ich als Hampelmann?
Die bunte Mütze wär' mir recht,
die Idee ist gar nicht schlecht.
Auch mein Anzug ist ganz toll,
ach, es wird wohl wundervoll!
Hampeln werd' ich hoch und nieder,
bis sie wehtun, meine Glieder.

STEFFI ADELS

SCHIFFERFASTNACHT

Sie lebten einst an der oberen Elbe: Schiffer, Segelmacher, Kapitäne, Matrosen, Flößer und Bootsleute. In arbeitsruhigen Winterwochen, wenn der Fluß Eisschollen trug, konnten sie es sich leisten, Feste zu feiern. So entstand die Schifferfastnacht – Volksbrauch bis heute.

Heute wie damals bauen und basteln die Einwohner der Sächsischen Schweiz das ganze Jahr über für die Schifferfeste. Was da unter geschickten Händen entsteht, bleibt meist geheim. Überraschungen gehören zu jeder Schifferfastnacht.

Zieht der Umzug durch die Straßen, herrschen Jubel, Trubel, Heiterkeit. An der Spitze springt Neptun, ihm folgen Fahnenträger, Schiffer und Brezelmänner, an deren langen Mänteln Brezeln hängen. Die Kinder haben besonders ihre Freude, eine Brezel zu erhaschen und zu vernaschen. Meist bleibt vom wunderbaren Brezelkostüm am Ende nur ein zerschlissener Umhang übrig. Die Fleckelmänner, an einem fachmännisch zusammengesetzten Streifenkostüm, Horntuten und hohen Mützen zu erkennen, achten auf Ordnung und vertreiben die Brezeldiebe mit einer Pritsche. Danach tauchen Pfannkuchenverkäuferinnen und Blumenmädchen auf. Nicht zu vergessen: Matrosen, Zauberer, Feuerschlucker und das „scheuselnde Volk", Narren in verrückten Faschingskostümen.

Im Umzug fahren buntgeschmückte Wagen und aufgebockte, rollende Kähne, stattliche Modelle von Raddampfern und Fischkuttern, wie sie einst auf der Elbe kreuzten. Zwischenfälle sind programmiert. Plötzlich tauchen Räuber auf und schleppen schöne Mädchen fort. Auch Schmuggler treiben ihr Unwesen, hauen ehrbare Bürger übers Ohr. Strompolizei schreitet ein, immer zur rechten Zeit.

Auf dem Rückmarsch wird Fracht eingeholt: Kuchen, Butter, Eingewecktes und auch Fläschchen stehen in vielen Häusern schon bereit. Beim Frachteinholen darf keiner vergessen werden. Und wenn, ist der Teufel los! Die Bewohner sprechen mit den jeweiligen Schiffsleuten kein Wort mehr – einen lieben langen Tag. Danach wird bei einem Schnäpschen Versöhnung gefeiert.

Das Fest ist überall. Auf der Straße, in den Häusern, im Buswartehäuschen, das während des Umzuges zum Imbißstand ausgestaltet wurde. Bekannte Rockgruppen, umjubelte Schlagerstars fehlen. Alles was während des Schifferumzuges an Interessantem und Lustigem auf die Beine gestellt wird, erfolgt ohne Konzert- und Gastspieldirektion. Gute Einfälle haben die Leute im Elbsandsteingebirge selbst – trotz Minusgraden und roter Ohren.

Bei der Schifferfastnacht mischen die Kinder kräftig mit. Die Jungen basteln Schiffsmodelle, manche bis fünfzehn Meter lang. Die Mädchen nähen originelle Kostüme.

Neben dem Umzug gibt es einen Schifferball und natürlich Kinderfeste. Auch dort geht's hoch her. Ganz klar: Feiern macht Laune!

Dietmar Sehn

Zeichnungen: Christine Klemke

FRÖSI-FASCHINGS-FEIER

Zum Fasching gehören lustige Kostüme, fröhliche Spiele, originelle Masken und leckere Getränke. Viele Kostümideen findet ihr im ganzen Heft. Wir wünschen euch fröhliche Faschingstage!

Kostümtip: Zauberer mit Schultütenhut, weitem Umhang und natürlich einem Zauberstab.

Schmucktip: Girlanden und bunte Ketten gehören dazu.

Tanztip: Getanzt wird auf einer Zeitung. Nach jeder Runde einmal zusammenfalzen.

Frisurentip: Abstehende Zöpfe. In die Frisur wird Draht miteingeflochten.

Kostümtip: Kleiner Muck mit Turban und weitem Umhang.

Kostümtip: Ein langes weißes Hemd wird mit Streifen bemalt.

Trinktip: Saft 1 Zitrone, 4 Eßl. Sirup, 4 Flaschen Cola verrühren und kalt servieren.

Spieltip: Laßt ein Selbstporträt mit verbundenen Augen zeichnen. Wer erkennt sich wieder?

Spieltip: Ohne Hilfe der Hände muß der Ball weitergegeben werden!

Masketip: Bemalter und beklebter Zeichenkarton mit Sehschlitzen.

Schminktips: Mit Baby-Wundcreme, Lippen- und Augenbrauenstift wird 's ein Clowngesicht.

Zeichnungen: Heide Hoeth/ Jürgen Schumacher

Ausgewählte Antworten zu unserer Veröffentlichung in „Frösi" Heft 6/85

FRÖSI-SPASS

ICH MÖCHTE NUR WISSEN, WAS ER MIT MEINEM GELD MACHT?

!

So, jetzt kann das Fußballspiel Hund gegen Katze stattfinden, und ich wette diese Münze, daß wir Hunde gewinnen!
Michael Reinhardt, 3250 Staßfurt 2

Endlich kann ich ins Hundekino gehen!
Grit Musolf
2200 Greifswald

Die fünf Mark spende ich auf das Solikonto!
Ralf Wegner
2793 Schwerin

Ich hatte gestern Geburtstag, das können die sich auch nicht merken!
Mandy Kreisl
7105 Großpösna

Nehme ich das Geld oder nehme ich den Ball?
Katrin Köhler
9126 Mittelbach

Jetzt kaufe ich mir ein Buch über Affen und Pinguine!
Dietmar Pomnike
3570 Gardelegen

Hä, hä, mal wieder was zum Verbuddeln!
Ina Tribande
1430 Gransee

Für fünf Pfennige bin ich mir als Ballholer zu schade, ihr Heinis!
Frank Sauerbier
4090 Halle-Neustadt

Bald habe ich das Geld für die Diensthunde-ausbildung zusammen!
Thomas Schünemann
2300 Stralsund

Nur Ärger mit den Nachbarn. Jetzt muß ich schon wieder zum Fundbüro!
Andrea Böttcher
1800 Brandenburg!

Jetzt muß ich auch noch für die beiden einkaufen!
Gerit Gottschling
2520 Rostock 25

Die denken wohl, ich fresse Geld?
Michaela Müller
1142 Berlin

Komisches Spiel – werf ich nun den Ball als erstes oder das Geld?
Sören Hanka
1142 Berlin

Ich ziehe um!
Jörg Weber
5083 Erfurt

Für den Fünfer kaufe ich denen eine Flasche Zielwasser!
Maria Brabandt
7060 Leipzig

Mist, wieder zum Fundbüro latschen!
Frank Raeder
2000 Neubrandenburg

Bestechung – aber mit mir nicht!
Claudia Nitzsche
8021 Dresden

Mal sehen, ob sie sich entschuldigen und mich mitspielen lassen!
Corinna Herz
1181 Berlin

Ganz toll, die Jungs, einen Ball und fünf Mark nur für ein bißchen Knurren!
Göran Wetzel
1330 Schwedt/O.

5

Zeichnungen: Jürgen Günther

Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine Meier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Ulla Brocke, Renate Bredereck, Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annette Schlegel, Annerose Zehmisch, Sekretariat: Helga Wulff. – Redaktionskollegium: Hans-Joachim Graf, Dr. Klaus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Friedrich Kühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. Elisabeth Richter, Margit Mahlke, Doris Weißflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold Skottky, Klaus Rebelsky, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela Wessely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima-Niederkirchner, Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr. – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Karl Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Görner, O.-Ing. Gunter Giersch, Ing. Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Hans Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regina Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8010 Dresden, Julian-Grimau-Allee.

Redaktionsschluß: September 1985

ABC-GESTRICHELTES

So war's in der Berliner Brecht-Oberschule. Horst Alisch gab per Zeichenstift den Startschuß! Los geht's mit D E F. Für euch vorgezeichnet auf der 2. Umschlagseite.

Aber was machen wir daraus? Der „Frösi"-Zeichen-Meister überlegt: D wie DAS, E wie ERGEBNIS, F wie FAMOS. Also: Erst nachdenken und dann loszeichnen.

Zunächst verschwindet das F, löst sich auf in ein Mäuschen. Dazu der Kommentar des Zeichners: „Keine Frage, große Plage mit dem Mäuschen hier im Häuschen ...

... Mit 'ner Falle aber fängt man alle." – Und so wurde aus D E F eine Spezial-„Frösi"-Mausefalle in Käseglockenform. Und dafür gab's Applaus von allen Zuschauern!

Start frei zum neuen „Frösi"-Zeichenspaß! Erinnert ihr euch? Begonnen hat alles mit den Buchstaben A B C. Damals wie heute war die Aufgabe: Zeichnet oder malt aus diesen drei Buchstaben ein Bild – ein lustiges, ein originelles, ein komisches oder ein spaßiges. Malt es bunt oder einfarbig, mit Tusche oder Farben, mit Pinsel oder Stift. Gefragt sind Ideen! Bedingung: Die drei Buchstaben müssen im Bild versteckt sein. Ein Beispiel gefällig? Bitte schön! Schaut nach oben!

Nun seid ihr dran! Zeichnen, ausschneiden und abschicken an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Zeichenspaß. Einsendeschluß ist der 15. März 1986. 100 Zeichenpreispakete werden verschickt.

Idee und Zeichnung: Horst Alisch
Fotos: Werner Popp
Text: Frank Frenzel

FANG DAS HÜTCHEN

Spielanleitung auf dem Innenumschlag

Zeichnungen: Jürgen Günther

FANG DAS HÜTCHEN

OTTO

FANG DAS HÜTCHEN

FANG DAS HÜTCHEN

FANG DAS HÜTCHEN